

HOLTEI, KARL VON

Erzählende Schriften

5. Band - Kriminalgeschichten V

Trewendt
Breslau
1861

Erzählende Schriften

von

Karl von Holtei.

~~~~~  
Fünfter Band.

~~~~~  
Kriminalgeschichten V.
~~~~~

1911. 2159.

Breslau,

Verlag von Eduard Trewendt.  
1861.

# Kriminalgeschichten

von

Karl von Holtei.



Fünfter Band.



Breslau,  
Verlag von Eduard Trewendt.  
1861.





**I.**

Fran Hart.





## Erstes Kapitel.

---

Wir wissen unsere schlichte Schilderung vom Hauswesen der Frau Hart nicht passender einzuleiten als durch nachstehende Worte des Meisters Ch. Dickens, genannt Boz: Es war eines jener zum Entzücken unregelmäßigen Häuser, wo man, um aus einem Zimmer in's andere zu gelangen, Stufen auf- und abgeht; wo man immer wieder auf Zimmer stößt, wenn man schon glaubt, man habe alle hinter sich; wo sich eine Menge kleiner Vorhallen und Gänge befindet, und Kammern, die vergitterte Fenster haben, in welche üppiges Grün eindringt.

Rechnen wir dazu, daß jenes Haus, in welchem ein Theil unserer Erzählung spielt, gleichsam in die halb verfallenen Mauern der ehemaligen Festung Steinburg hineingeschoben, zwischen zwei mit Schießscharten versehene Thürme gebaut war, die man beide auch in bewohnbare Räume umgewandelt; daß der große fruchtbare Garten mit seinen vielen Obstbäumen edelster Gattung sich den ehemaligen Festungsgraben entlang, vor rauhen Läften geschützt, wie ein Thal des friedlichen

Segens weit hinzog; daß an der gegen Mittag liegenden Grundmauer üppige Pfirsichspaliere grüntem, deren Früchte weit und breit für die besten galten; daß in den Hecken und Baumkronen sanglustige Vögel, in den Ritzen der ausgebröckelten Mauersteine zahllose bunte Eidechsen, im Giepparre und unter den Simsen am Dache Lauben und Sperlinge nisteten; daß der Wirtschaftshof reich an Federvieh, der Kuhstall sauber und duftig, die ganze Besitzung endlich mit einer einzigen eisenbeschlagenen, dicken Thüre von Eichenholz geschlossen war, zu der ein langer, gewölbter, klosterartiger Gang führte; daß kein Geräusch, kein Lärm aus der Stadt in die heilige Stille eindrang, die über dem ganzen Wesen waltete: so können wir uns wohl heimlich fühlen im Eigenthume der Frau Ernestine Hart.

Sie ist die Wittwe des vor zwanzig Jahren verstorbenen Bürgermeisters von Steinburg, der ihr das Besizthum, einen redlichen Namen und ein einziges Kind, einen Sohn, hinterlassen. Schulden hatten nicht auf Haus und Garten. Aber anderes Vermögen ist auch nicht da. Sie lebt vom Ertrage ihres Gartens, den sie trefflich pflegt; erzieht Gemüse, erntet Obst, treibt einen Milchhandel und ist nicht mehr weit vom sechzigsten Lebensjahre entfernt, rüstig und fleißig zum Erstaunen. Sie hat keine anderen Diensthöten als eine einzige Magd, welche Ein- und Verkäufe besorgt, und mit welcher im Vereine sie selbst Haus, Hof, Stall und Garten bestell. Nur im Frühjahr und Herbst werden Tagelöhner zu nothwendigen Umgrabungen gemietht. Sie

bewohnt ein Sturzimmer im Erdgeschoß, dessen Fenster auf den Hofraum gehen, von wo aus sie ihre Viehzucht überfieht. Das Gemach ist ausgestattet, wie es einer wohlhabenden, reinlichen Bäuerin zukommt, deren Tracht auch die ihrige entsprechen würde, wäre nicht doch darin ein mehr städtischer Anstrich vorherrschend. Die Wände sind alterßgrau; keines Malers Pinsel hat sie berührt. Desto seltsamer nehmen sich an denselben zahlreiche Zeichnungen und Steindrücke aus, die im wunderlichsten Gemisch durcheinander hängen, und von denen schwer zu begreifen ist, welche Beziehung sie zu Frau Hart haben könnten. Besonders jene Portraits, welche die unverkennbare Absicht verrathen, den Urbildern durch Schmeichelei Beifall abzugewinnen. Wie kommt Frau Hart zu diesen jungen oder jung sein wollenden Herrschaften? Wie kamen deren Abbilder zu ihr?

Das ganze übrige Haus ist unbewohnt. Die Zimmer, welche der verstorbene Bürgermeister inne gehabt, blieben seit seinem Tode unberührt; Nichts ist darin von der alten Stelle gerückt. Nur daß sie alljährlich zweimal gelüftet werden. Die sogenannten Puststuben sind nicht betreten worden, seitdem man den seligen Herrn als Leiche hinausstrug.

Nur die eine freundliche Stube, welche Julius bezog, als er vor zwölf Jahren in die oberste Klasse des Gymnasiums eintrat, worin er sich auf seinen Abgang zur Akademie vorbereitete, nur diese bleibt unausgesezt Gegenstand mütterlicher Sorgfalt. Dort stehen die besten Geräthschaften, dort liegen hübsche Decken und

Teppiche, dort gedeihen gut gehaltene ausländische Pflanzen und Gewächse auf eigens gedrechselten Blumenstellen, dort gönnt sich Frau Hart nach vollbrachtem Tagewerk eine Stunde der Erholung. Dann setzt sie sich in einen weichen „Faulenzer“ (so benennt sie den Armstuhl) und denkt an ihren Sohn.

Julius ist ihr Stolz, ihre Lust, ihr Glück!

Er ist Künstler, schon frühzeitig regten sich im Knaben Neigung und Beruf. Die Mutter war diesen Trieben nicht gerade entgegen, doch stellte sie ihm die ausdrückliche Bedingung, er müsse erst seine Schulstudien so weit absolviren, daß er vollkommen befähigt sei, die Universität zu besuchen; habe er das Examen der Reife genügend abgelegt, dann wolle sie seinen Wünschen nicht hinderlich sein, und es stehe ihm frei, statt der gelehrten Hochschule die Kunstakademie zu erwählen. Julius hatte diese Bedingung erfüllt; er hatte Zeit gefunden, seine Uebungen und Vorbereitungen als Zeichner mit den Ansprüchen der Gymnasialprofessoren in Einklang zu bringen; er war mit Auszeichnung entlassen worden.

Und sodann hatte die Mutter zusammengerafft, was sie seit Jahren für ihn erspart, hatte ihn lächelnd mit guten Lehren entlassen, freundlich — aber ohne wehmüthige Abschiedsworte; mütterlich, ernst und mild — aber ohne Thränen. Als er weinte, schalt sie ihn ein kleines Kind. Als er fort war, schlich sie auf sein Zimmer und weinte bitterlich.

Er hatte rasche, ehrenvolle Fortschritte gemacht.

Jedesmal, wenn er aus der Residenz heimkam, brachte er Zeugnisse seines Fleißes, Prämien seines Talentes mit. Auch ein Stipendium entging ihm nicht zu einer Reise in's gelobte Land aller bildenden Künstler. Doch von dort aus datirte ein Wendepunkt im Gange seiner Entwicklung, seines Strebens. Er brachte die Ueberzeugung mit und sprach sie offen aus, daß er sich nicht befähigt halte, durch großartige Schöpfungen in die Reihen berühmter Meister zu dringen; daß aber ein Historienmaler zweiten und dritten Ranges, wie er deren so manche kennen gelernt, ihm auf keine Weise beneidenswerth erscheine. Die Mutter lobte diese Selbstkenntniß. Doch legte sie ihm die natürliche Frage vor: was nun? Auf dieses „Was nun?“ antwortete Julius entsprechend: Ich besitze entschiedenes Geschick, Aehnlichkeiten aufzufassen und so wiederzugeben, daß ich auch die eitelsten Ansprüche zu befriedigen vermag. Die jüngst erfundene Steindruckerei ist noch großer Verfeinerung bedürftig und fähig; die Hand des Nachbildners verdirbt häufig, was der Künstler vorzeichnete. Ich bin entschlossen, mich dieser Fertigkeit zu widmen, sie mir im höchst möglichen Grade anzueignen, die Portraits, die man mir anvertraut, selbst auf Stein zu übertragen, den Druck selbst zu leiten und auf diese Weise eine Specialität in meinem Fache zu werden, deren Ruf siegreich wirkt und bedeutende Einkünfte verbürgt; denn sie gründet sich auf etwas Unsterbliches, auf die Eitelkeit des Menschengeschlechtes. Zu meinem Vorhaben ist Paris der geeignete Ort. Erst, wenn ich mir Etwas erworben habe

und ein gemachter Mann geworden bin, will ich in's Vaterland als solcher zurückkehren.

Frau Hart hatte diesen auf Selbstkenntniß begründeten Entschluß recht verständig gefunden, wendete auch Nichts dawider ein, so lange der Besuch ihres Sohnes dauerte. Nachdem aber die „Hartburg“ — so nannten scherzweise Steinburger Knaben jenes Haus — ihre männliche Bedeckung wieder verloren und die Mutter wieder Zeit und Raum hatte, in des Sohnes leergewordenem Zimmer bei stiller, einsamer Feierstunde an ihn zu denken, da schüttelte sie wohl bisweilen den Kopf murrend: ich hätte geglaubt, er wolle höher hinaus mit seiner Kunst, weil er schon als Junge so scharfen Anlauf genommen!? Na, er muß am Besten wissen, wie weit sein Athem ausreicht; das ist seine Sache. Aber, daß er auf's Geld so erpicht wäre, wußte ich nicht. Von seinem Vater hat er das nicht, und von mir noch weniger.

Nach und nach hatten sich diese kleinen Regungen mütterlichen Stolzes gelegt. Frau Hart machte sich mit dem Gedanken vertraut, statt eines berühmten Malers, von dem sie geträumt, einen das blanke Gold mit vollen Händen einstreichenden Portraitzeichner in ihrem Sohne zu erblicken. Er schrieb selten aus Paris; immer jedoch lautete einer dieser seltenen Briefe noch zufriedener, noch triumphirender, als der andere. Es gab, wie es schien, keinen gesuchteren und dabei allzeit fertigeren, schneller arbeitenden Zeichner, als „Monsieur 'Art“; er war in der Mode.



Sei es nun, daß späterhin andere Mitbewerber ihm die Gunst des Publikums streitig machten; sei es, daß er genug erworben zu haben wähnte; sei es, was wir vorzugsweise annehmen, daß die Sehnsucht zum Vaterlande ihn heimzog; — er hatte beschlossen, Paris aufzugeben. Von angestrengter Arbeit müde und überdrüssig, wollte er einige Monate bei seiner Mutter verleben, ehe er sein Atelier in der heimathlichen Residenz aufschlüge; wollte, wie er geschrieben: in der Hartburg seinen deutschen Herbst feiern, als ob er noch ein Knabe wäre, ein Steinburger Schuljunge.

Seitdem Frau Hart diesen letzten Brief empfangen, verging kein Tag, wo sie nicht den achtundzwanzigjährigen Knaben erwartet hätte. Bereitet für ihn und seine Bequemlichkeit hatte sie Alles mit eigenen Händen. Weder ihre Magd, noch irgend ein anderer Mensch wußte von der bevorstehenden Ankunft. Niemand merkte die geringste Aenderung in ihrem Benehmen, in der Führung ihrer Wirthschaft. Sie melkte ihre Kühe, ihre Ziegen, sie fütterte das Federvieh, sie jätete ihre Gartenbeete, sie pflückte ihr Frühobst, als ob es keine Postwagen gäbe und keine Söhne, die aus Paris eintreffen könnten nach vierjähriger Abwesenheit.

Nur der Lieblingsthub, „Bläßel“ genannt, schien sie Etwas vertraut zu haben; wenigstens behauptete die Magd bei einigen Kunden, denen sie Milch zu bringen pflegte: es gehe auf der Hartburg etwas Besonderes vor; die Frau habe der Bläßel Allerlei in's Ohr zu sagen, und Bläßel zeige sich sehr aufmerksam.

Bläßel war eine selbsterzogene Zierde des kleinen zierlichen Stalles. Sie hatte als blökendes Kalb das Licht der Welt erblickt an dem Tage, wo Julius vor vier Jahren abreiste, und der hatte, ehe er in den Wagen stieg, ihr diesen Namen ertheilt, ließ sie auch regelmäßig grüßen und bat sich Nachrichten von ihrem Gedeihen aus, welche Frau Hart mit groben festen Schriftzügen ausführlich zu spenden nie versäumte. Wir wagen zu versichern, daß die Schilderung Bläßel'scher Vorzüge gewöhnlich die Hälfte jener Briefe einnahm, die aus der Hartburg nach Paris adressirt wurden.

Ja, Bläßel hatte gewiß vernommen, was die gestrenge Frau mit freudiger Hoffnung erfüllte. Doch Bläßel bewahrte das Geheimniß vor den beiden anderen Kühen, vor den neugierig meckernden Ziegen und vor der noch neugierigeren Magd. Da war es denn sehr natürlich, daß Frau Hart, als jene eines Abends zur „Gestrengen“ in's Wohngemach stürzte, dunkelroth aus Ueberraschung, und mehr stammelte als sprach: „Gott verzeih' mir's, der junge Herr Graf steht draußen, und und seine Weiber sitzen im Wagen,“ einen Todeserschreck bekam, in dem Wahne: Julius hätte aus Paris Begleitung von Damen gehabt; obwohl sie sich nicht ent-räthseln konnte, wie er zu so früher Stunde in Stein-burg eintreffen könne, außerdem er müsse mit eigenen Pferden reisen; denn daß die Magd, welche von einem Lithographen viel reden gehört, diesen abkürzungsweise in einen Grafen umänderte, war eben nichts Neues. Doch hielt sich die resolute Frau nicht mit unnützen

Fragen auf, sondern ging der drohenden Gefahr muthig entgegen. Er war aber nicht der Erwartete. Ein junger Officier stand im gewölbten Gange und fragte nach Frau Bürgermeisterin Hart, die er anfänglich in so schlichter Hülle nicht anerkennen wollte. Erst nachdem es ihr durch einige derbe Versicherungen gelungen war, ihn zu überzeugen, zeigte er an, daß seine Mutter, Gräfin Leeringshelm auf Kahlsfelde und Comtesse Prisca, seine Schwester, auf ihrer Durchreise die Frau Hart mit einem Besuche beehren wollten. Sie ging ihnen an die Kutsche entgegen.

---

## Zweites Kapitel.

---

Der verstorbene Hart, bevor er den Bürgermeisterposten in Steinburg angenommen, war in einer kleinen Stadt unweit Kahlsfelde einige Jahre hindurch Advokat gewesen und hatte als solcher dem nun gleichfalls hinübergewandenen Grafen Leeringshelm verschiedene erspriessliche Dienste geleistet. Kahlsfelde nämlich war ein sogenanntes Kunkel- oder Weiber-Lehen, welches stets an die älteste Tochter vererbte und nur dann einem Sohne zufallen konnte, wenn keine weibliche Nachkommenschaft vorhanden war. Die Verfügungen des Stifter's aber zeigten sich im Verlaufe der Zeit bestehenden Gesetzen gegenüber widersprechend und waren überhaupt

so unklar gefaßt, daß diese Stiftung ein rechtes Prozeß-  
neß geworden war.

Nur durch Hart's Geschicklichkeit hatte Graf Veeringshöheim seine Rechte wider die geltend gemachten Ansprüche einer Cousine behaupten können. Daher schrieb sich die dankbare Anhänglichkeit, welche die gräfliche Familie für das Haus des Bürgermeisters stets bewahrte. Daher auch kam es, daß Julius, während er die Akademie besuchte, der um vier Jahre jüngeren Prisca alljährlich, wenn Veeringshöheim's den Winter in der Residenz verlebten, Unterricht im Zeichnen gab und auch sonst gern bei ihnen gesehen wurde.

Jetzt war Graf Gustav nach glücklich überstandener Prüfung Officier geworden, hatte einige Wochen auf Urlaub in Kasseloda zugebracht und wurde von Mutter und Schwester nach der Residenz begleitet, wo er durch besondere Vergünstigung bei der Garde-Cavallerie eintreten sollte. Die Gräfin hatte einen kleinen Umweg gemacht, Frau Hart nach langer Frist einmal wieder zu sehen, hauptsächlich aber durch Prisca veranlaßt, welche sich nach ihrem ehemaligen Lehrer zu erkundigen wünschte; ein Wunsch, den Gustav eigentlich mißbilligte und nur in so fern begreiflich fand, als sich an den Namen Julius Hart ein Pariser Renommée knüpfte.

Wie wir Frau Hart schon kennen, dürfen wir nicht voraussetzen, daß die Ankunft der gräflich Veeringshöheim'schen ihr sonderliche Freude bereitet habe. Zu jeder anderen Zeit wäre sie ziemlich gleichgiltig dabei geblieben. Heute, wo sie den Sohn erwartete, verdroß es sie,

gestört zu werden. Doch davon durften wohlmeinende Gäste Nichts merken. Vielmehr bat sie dieselben freundlich, ihr den Abend zu schenken und mit ihr vorlieb zu nehmen. Das konnte sie leicht sagen. Stand doch für Julius Alles bereit, was gut und theuer, was in Steinburg nur zu haben war. Anfänglich rümpfte Gustav sein zierliches Näschen wohl ein wenig über die spießbürgerliche, altväterische Einrichtung. Doch gab sich das, sobald der rohgearbeitete plumpe Tisch mit feinem Damastgespinnst bekleidet, reichlich besetzt, zu köstlichem Mahle einlud. Er that Speisen und Getränken jegliche Ehre an, deren ein Magen von einundzwanzig Jahren nur fähig ist, und schlang für drei, indessen Mama Beeringsheim mit Frau Hart über Kuhstall-Angelegenheiten sprach (denn die Gräfin führte ihre Wirthschaft gern) und Prisca, die Kerze zur Hand, Bild um Bild, Zeichnung um Zeichnung beleuchtete, ihres Lehrers Meisterschaft bewundernd. Sie wollte genau wissen, wann dieses, zu welcher Zeit jenes Blatt aus fernen Landen in Steinburg angelangt sei? wessen Portrait es vorstelle? ob es in den Kunsthandel gekommen? und that so viele Fragen, daß die beiden Mütter in ihrem Zwiegespräch häufig gestört und fast stutzig wurden.

Sollte man doch vermuthen, Prisca, Du wollest auch Portraitzeichnerin werden, sagte die Gräfin.

Frau Hart meinte: Ich kann über die wenigsten dieser Gesichter Auskunft geben, denn ich habe nie darnach gefragt, wem sie etwa gehören; für mich haben sie nur Werth, weil er sie gemacht, und weil er ihnen seinen

Wohlstand verdaukt. Uebrigens kann die Comtesse heute noch Aufschluß erhalten über all' und jedes, denn ich erwarte meinen Sohn.

Die Magd, welche sich bei so hoher Gesellschaft nicht in's Zimmer gewagt, sondern vor der Thür harrend in die Hände der Frau geliefert hatte, was sie aus dem Keller und Speisegewölbe bringen müssen, that bei dieser gleichgiltig hingeworfenen Aeußerung einen lauten Schrei; Prisca wendete sich von der Wand dem Tische zu: Ihn selbst? Die alte Gräfin wiederholte: Erwarte meinen Sohn? und Graf Gustav ließ auf einen Augenblick Gebiß und Zunge ohne andere Beschäftigung, um fragen zu können: aus Paris?

Erwarte meinen Sohn, ihn selbst, aus Paris, bekräftigte Frau Hart.

Wenn jeztund Einer aus Paris kommt, so rechnen wir's ihm eben nicht mehr an; es ist nichts Besonderes dabei; alle Leute sind in Paris gewesen; vor dreißig, vierzig Jahren war es immer noch eine Reise; eine wochenlange Reise auf Postwagen, Diligencen, Landstraßen. Wer aus Paris kam, wurde noch angehört, sobald er davon erzählte; und gar, wer sich dort heimisch gemacht, sich acclimatistirt, gleichsam französisirt und den Parisern Geld abgenommen, anstatt das seinige an sie zu verschwenden, der war ein weißer Sperling.

Freuen Sie sich denn nicht, Frau Bürgermeisterin, nach so langer Trennung ihn wieder zu sehen?

Gewiß freue ich mich, Comtesse Prisca; ich bin seine Mutter, und er ist mein einziger Sohn.

Aber Sie zeigen Nichts von Ungeduld, empfangen uns so ruhig!

Die wahre Freude ist ruhig!

Wir mußten Ihnen lästig sein; unsere Gegenwart stört diese Ruhe!

Er ist ja noch nicht da. Erst nach Mitternacht langt die Personenpost hier an.

Ah! das ist Schade. Ich hätte ihn so gerne gesehen!

Wenn Sie ihn erwarten wollen . . . ?

Du bist nicht klug, Prisca, fiel die Mutter ein, da sie zu bemerken glaubte, daß ihre Comtesse Tochter nicht abgeneigt sei, den Vorschlag der Frau Hart zu billigen; Du bist nicht klug; wir haben der guten Bürgermeisterin lange genug aufgelegt, und Gustav hat ihrem Sohne die besten Bissen fortgenascht. Es ist Zeit, in unseren Gasthof zu gehen. Aber sprechen Sie aufrichtig, liebe Frau, befürchten Sie nicht, Ihren Sohn zum Schaden für sein Seelenheil umgewandelt zu finden?

Wie so, Frau Gräfin?

Ich meine in religiöser Beziehung. Paris gilt seit der Kaiserzeit für eine Wüstenei des Unglaubens, und die einseitigen Bestrebungen der Restauration kämpfen um so vergeblicher dagegen an, als sie falsche Wege einschlagen. Ein gläubiger Lutheraner muß dort verrathen und verkauft sein.

Das ist, sollt' ich denken, derjenige niemals, der sich nicht selbst verräth und verkauft aus Schwäche. Der Starke ist sich genug und bedarf keiner Stütze, als die er in sich fühlt.

So halten Sie sich nicht zur Kirche, Frau Bürgermeisterin?

Ich gehe meinen Weg, Frau Gräfin; jeder Mensch muß wissen, was ihm frommt.

So sind Sie wohl gar — schrecklich! — eine Rationalistin!

Wenn Sie darunter eine abgesagte Feindin des in die Mode gekommenen Pietismus verstehen, muß ich mir die Benennung gefallen lassen.

Und Ihr Sohn . . . ?

Ist ein Mann von achtundzwanzig Jahren, der mütterlichen Obhut längst entwachsen und selbstständig in jeder Beziehung.

Julius ist ein Künstler, rief Prisca aus; die Künstler neigten sich gern zur Frömmigkeit.

Dann malen sie Madonnen mein Kind, Heiligenbilder; treten wohl gar über . . .

Mein Sohn muß wissen, was er für das Rechte hält, und was er als solches erkennt, mag er auch thun.

Auch wenn es der Unglaube wäre, Frau Bürgermeisterin?

Gustav sprang auf: Der Wein war sehr gut, doch die Conversation wird bedenklich. Möchten wir nicht . . . ?

Comtesse Prisca schaute unwillig darcin; sie hätte gern die Ankunft des Sohnes vom Hause abgewartet. Doch geradezu sagen wollte sie das nicht, nahm es aber ihrem Bruder übel, daß er es nicht selbst merkte. So viel Einsicht, murmelte sie, müßte der dumme Junge doch haben! — Glücklicherweise vernahm er Nichts von



dieser beleibigenden Aeußerung schwesterlichen Unwillens. Hätt' er sie vernommen, wahrscheinlich würd' er nicht minder getrieben und zum Ausbruch gedrängt haben, als jetzt, wo ihm daran lag, den religiösen Streitfragen auszuweichen, die ihn stets beängstigten. Er reichte Tücher und Hüte zu, bot seiner Mutter den Arm, klirrte mit den Sporen und ließ sogar den Säbel klappern, wahrscheinlich um anzudeuten, daß er Willens sei, mit dieser seiner Waffe den Faden des Gespräches durchzuschneiden, wenn derselbe noch ferner in dieser Weise fortgesponnen werden sollte. Daß Graf Gustav die Mutter völlig beherrschte, und daß er die Schwester bei jener in den Schatten gestellt habe, wußte jeder Mensch in Beeringsheim. Auch Frau Hart hatte diese Bevorzugung während des kurzen Aufenthaltes gräflicher Familie entchieden wahrgenommen und sich keinesweges darüber verwundert. Sie fand es vollkommen erklärlich, daß einer Mutter ihr Sohn lieber sei, als eine Tochter; ja, sie hatte ihrem Julius, da er noch ein Knabe war, oft gesagt: Ich betrachte es als ein wahres Glück, daß mein einziges Kind nicht weiblichen Geschlechtes ist; ich wüßte nicht, was ich damit anfangen sollte, wenn es ein Mädchen wäre, wie sie jetzt gewöhnlich zu sein pflegen! Bei Frau Hart entsprang diese fast unmütterlich klingende Aeußerung wohl nur aus der Besorgniß, es werde ihr in der strengen, abgeschlossenen Eigenthümlichkeit ihrer mütterlichen Art und Weise an zärtlicher Milde, an weicher Hingebung fehlen, deren eine Tochter bedürfe. Bei der Gräfin dagegen entsprang die Zurücksetzung

Priëca's aus Eitelkeit, aus irdischer, oberflächlicher, einer Frommen wenig anständigen Eitelkeit: Die Comtesse war ihr nicht „brillant“ genug; — und das versprach Gustav zu werden. Auch hatte sie schon zweimal Schulden für ihn bezahlt. Er beherrschte sie gewissermaßen.

Deshalb fügte sie sich auch jetzt und empfahl sich bei Frau Hart mit recht herzlichem Danke für so liebevolle Aufnahme. Priëca wendete sich im Gehen noch einmal um, einen warmen Gruß für ihren „theuren Lehrer Julius“ zurücklassend.

---

### Drittes Kapitel.

---

Die gräfliche Familie der Beeringsheim auf Kablfelda lag schon im besten Schlummer, so sanft und bequem, wie die Schlafanstalten des einzigen und darum vorzüglichsten Gasthauses in Steinburg gestatten mochten, als Julius Hart auf der Hartburg seinen Einzug hielt. Ein oder zwei Stündchen verplauderte er noch mit seiner Mutter (vielmehr bei ihr, denn sie ließ ihn ohne Unterbrechung erzählen und begnügte sich, ihn schweigend zu betrachten), deshalb verschlief er den ersten Morgen in Steinburg, wie wenn er noch in Paris wäre, und als er dann erfuhr, daß seine liebe Schülerin sammt Mutter und Bruder gestern bei seiner Mutter gewesen, daß sie die vergangene Nacht im „blauen Bär“

geschlafen — da war es zu spät, sie dort aufzusuchen, und er hatte das Nachsehen. Er zeigte sich verdrüsslich darüber und nicht ganz frei von Argwohn, daß man ihm die Anwesenheit der Kahlfelder Herrschaft gestern Abend absichtlich vorenthalten, wogegen Frau Hart keine Einwendung machte, noch weniger sich darüber entschuldigte.

Was haben wir mit den Leuten zu schaffen? In das Gewand dieser Frage kleidete sie ihre Erwiderung auf ihres Sohnes Beswerden.

Ich, antwortete Julius, ich sehr viel, beste Mutter. Diese Leute, die heuer ihrem jungen Lieutenant zur Ehre und Liebe frühzeitig nach der Residenz ausbrechen, als in anderen Jahren, können und sollen mir dort förderlich sein. Sie haben vielfache Verbindung: der Einfluß der Gräfin reicht bis an die nächsten Umgebungen der Majestäten. Ich aber bin nicht in's Vaterland zurückgekehrt, habe Paris nicht verlassen, meine dortigen Bekanntschaften und Protectionen nicht abgebrochen, um dort wieder anzuknüpfen. Ich will in der Heimath bleiben, in der deutschen; will eine Anstellung, eine Auszeichnung, einen ehrenvollen Platz unter meinen Landeuten; will nicht bis in mein hohes Alter Portraitmacher bleiben!

Wärs't Du es doch nicht geworden, Julius!

Ich verdanke meiner Kunst ein hübsches Vermögen, Mutter!

Doch wie mühsam und beschwerlich erworben!

Im Gegentheil: wie leicht! Zwei kurze Sitzungen...

Von dem Fleiße, den der Künstler an ein Werk setzen muß, von der Mühe und Beschwerde, die mit Ausführung

einer großartigen Arbeit verbunden sind, rede ich nicht. Diese bringen Ehre und Freude, und ob sie gleich den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, lassen sie ihm doch seine persönliche Freiheit, seine Unabhängigkeit.

Und gar oft seine Armuth — seine Noth, liebe Mutter, trotz mancher Talente!

Von eigentlicher Noth, mein Julius, wäre bei Dir nicht die Rede gewesen; dafür war Deine Mutter hier und nach deren Tode die alte Hartburg. Ich, an Deiner Statt, würde lieber in erhabenen Plänen und Entwürfen lebend mich behelfen, als Gold über Gold einstreichen, indem ich der eitlen Raune jedes übermüthigen Laffen, jeder gezierten Märrin huldigte und Alte jung oder Hässliche schön machte. Doch das ist Deine Angelegenheit, nicht die meinige, und ich bin zufrieden, wenn Du zufrieden bist. Zunächst wollen wir nur an das Nächste denken. Darf ich nach so langer Trennung für einige Wochen auf Dich rechnen? Soll die alte Hartburg ihren Sohn und Erben ein Weilchen beherbergen?

Ich bin Willens, Äpfel und Nüsse mit meiner Mutter einzuernten, ihr behilflich zu sein wie in der Kindheit, den ganzen Spätherbst mit ihr zu verleben, vorausgesetzt, daß ich meinen Weihnachtsbaum bekomme, daß die rothwangigsten Äpfel daran hängen, und daß mir die Nüsse vergoldet und versilbert werden, wie einst dem Knaben.

Frau Hart stand auf, nahm seinen Kopf zwischen beide Hände, küßte ihn auf die Stirn und sagte: Gott segne Dich!

Sie führten ein Dasein voll kindlich-ländlicher Freu-

den, wie nur herbftliches Stilleben, wie nur eine kleine Garten- und Viehwirthſchaft innerhalb grauehrwürdigen Gemäuers darbieten kann. Julius war Gärtnerjunge, Hausknecht, Hühnervogt, alles in einer Person; dazwifchen griff er munter nach Stift und Pinſel, zeichnete feiner Mutter ſchönen Kopf in allen Richtungen, von allen Seiten und in allen Tönen; mit Kreide, mit Blei, mit Sepia; malte kleine Bildchen von ihr, wie ſie im Kuhſtall auf niederem Schemel ſaß, die Bläſſel meſſend; malte auch die übrigen Kühe, Ziegen, den rothen Haushahn; malte auch die fleißige Magd, die verſchämt erröthete, weil der junge Herr ſo viel Hübsches an ihr herausgefunden, und ihm endlich zu Füßen fallen wollte, weil er ihr das Bildchen zu freier Verfügung geſchenkt. Was ſie einſt damit anfangen werde, darüber äußerte ſie ſich nicht; für's Erſte verſchloß ſie's in ihren Kaſten, wurde jedoch von Frau Hart einigemale ertappt, wie ſie, vor ihrem Wandſpiegel ſtehend, es in der Hand hielt und ſich mit dem Conterfei verglich, wobei ſie ſichtbar Mühe anwendete, vollkommene Aehnlichkeit herzuſtellen, was aber wegen allzu heftigen Grinsens nicht gelang.

Ich meine, hier iſt der ſchicklichſte Ort, den geneigten Leſer zu unterrichten, daß ſie Gertrud hieß und im Hauſe kurzweg „Trautel“ gerufen wurde. So heißen in manchen Gegenden die Keller- und Stall-Kröten; deßhalb war der Liebkofungsname bei ihr nicht übel angebracht; nicht weil ſie ſo häßlich geweſen wäre wie eine Kröte (denn ſo ſchlimm war es nicht!), ſondern weil ſie, einer ſolchen gleich, viel zu Hauſe ſaß und nirgend unter Leuten ge-

sehen wurde. Daß sie jemals einen Liebhaber besessen, davon hätten die ärgsten Lästereien auf Steinburger Wochenmärkten Nichts zu lästern gewußt — man müßte denn den rothen Haushahn gelten lassen, der ihr gewogen war, und den sie entschieden auszeichnete vor sämmtlichem Federvieh der Hartburg. Es giebt derlei Dienstboten, weiblichen wie männlichen Geschlechtes, die in ihrem Berufe gänzlich aufgehen, nach und nach dem übrigen Leben sammt allen Lebensansprüchen sich völlig entfremden und zuletzt kein anderes Glück kennen als gewissenhafte Pflichterfüllung. In wie fern dies nun wirklich ein Glück für sie ist, wage ich nicht zu entscheiden; daß sie ein Glück sind für diejenigen, denen sie sich anhänglich widmen, das ist sicher. Dafür betrachtete Frau Hart auch ihre Trautel. Und Trautel sah in ihrer Stengen, doch gerechten Gebieterin gewissermaßen jede irdische und himmlische Gewalt vereinigt, für sie gab es Nichts, was ihr darüber ging. Julius, obgleich er ihr Bild gemalt — ja, was noch mehr sagen wollte: obgleich er „Bläßel so prächtig getroffen, daß unser Cine denken muß, das liebe Vieh könne auch auf dem Papiere brüllen,“ galt ihr doch nur als zweite Macht. Sie nannte ihn „unser Herr Sohn.“

Wenn er während der Dunkelstunde, bei Frau Hart sitzend, von Paris erzählte und Trautel ab- und zuging, blieb sie wohl manchmal stehen, lauschte, lächelte ungläubig, schüttelte sich und murmelte: Wie hat er's nur dort aushalten können? Da lob' ich mir unsere Hartburg! Diese Bedenken äußerte sie, wie gesagt, nur leise.

Ein einziges Mal wagte sie sich mit einer lauten Frage in's Gespräch zu mischen, ob es denn in Paris auch wohl so treffliche Küche gäbe, als ihre Blässel?

Ueber dergleichen Küche, erwiderte er, habe ihn sein sonstiger Verkehr behindert, Erkundigungen einzuziehen; daß jedoch Personen von Trautel's Verdiensten und Eigenschaften in der großen Stadt vergeblich gesucht werden dürften, das glaube er gewiß.

Ach, sagte sie, was bin ich denn gegen die Blässel? Dann verlor sie sich eiligst, voll von Beschämung.

Frau Hart tadelte ihren Sohn, daß er dem Mädcl zu viele Lobprüche spende. Du bist ja vollkommen zufrieden mit ihr, entgegnete er, und gestehst ein, niemals eine bessere Dienerin gehabt zu haben.

Mag sein! Darum braucht sie es nicht in schönen Worten zu hören, was nur schädlich auf sie wirkt. Fühlen darf sie's; wissen muß sie, daß ich ihren Werth anerkenne; dies Bewußtsein giebt ihr Kraft und Ausdauer. Stolz mag sie sein in ihrer Art, aber eitel sollst Du sie nicht machen in der Curigen. Ich lobe sie alljährlich einmal, wenn sie mir zum ersten Januar Glück wünscht; doch laß' ich mein Lob auch dann eben nur in die Worte: ich hoffe, Du wirst mir im kommenden Jahre keine Veranlassung geben, über Dich zu klagen. Darauf bittet sie die gestrenge Frau um Nachsicht wie bisher, empfängt ihr Geschenk, küßt mir die Hand, und Alles ist abgethan. Weiter darf man sich mit dieser Gattung Leute nicht einlassen, will man sie nicht verderben.

Julius blickte seine Mutter bestrebt an; dann rief

er aus: Weißt Du wohl, daß Du viel von einer antiken Republikanerin hast? Deine Geringschätzung der vornehmen Welt, aller Ansprüche, die sie macht, aller Vortheile und Gunstbezeugungen, die sie spendet, verbunden mit Deinem strengen Ernst gegen Untergebene, erweckt mir bisweilen das Bild einer altrömischen Matrone.

Wenn das ein Vorwurf sein soll, Julius, so nehm' ich ihn ruhig hin. Zwar ist mir nicht viel von der Weltgeschichte bekannt; nur daß die alten Römer von Sklaven bedient wurden, hab' ich gelesen. Darin hinkt Dein Vergleich. Meine Tagelöhner sind freie Männer; gefällt ihnen die Arbeit in der Hartburg nicht, können sie wegbleiben, und auch Trautel, wofern sie nicht bleiben will, darf gehen, wie es ihr beliebt. Auch habe ich kein Recht über Leib und Leben. Was mein Verhältniß zu der übrigen Welt außer unserer Hartburg angeht, so macht es eben auch keine andern Ansprüche, als selbstständig zu sein und zu bleiben, unabhängig von jenen sogenannten Vornehmen und Reichen, denen Du mehr oder weniger huldigen mußt, willst Du ihren Beifall und ihre Kundenschaft Dir erringen. Mich würde das belästigen; Dir macht es wohl gar Freude. Und insofern mag ich Republikanerin im edlen Sinne heißen, während Du einem Günstling aus der Kaiserzeit ähnelst.

Nur daß wir kein Rom mehr haben, wie ich es brauchen könnte, Mutter! Ich muß mich mit kleineren Städten, mit modernen Residenzen begnügen; statt Kaiser und Mäcene muß ich Gutsbesitzer, geheime Hofräthe, Sängerinnen, Schauspieler, Fabrikanten, Bankiers,



Gardeofficiere oder Gelehrte abconterfeien; muß ihnen (darin hast Du schon Recht) nicht minder schmeicheln, als ein römischer Dichter seinen hohen Gönnern. Aber wenn Du meinst, daß ich mich dafür nicht an ihnen räche, bist Du im Irrthum. Jeden Uebermuth bestrafe ich. Ich lasse sie warten, bitten, flehen, vergeblich laufen, ziehe sie hin, drohe ihnen mit Ähnlichkeiten en laid, bis sie gute Worte geben. Und bezahlen lasse ich sie vorher, ehe ich noch einen Strich mache, wenn sie mir nicht ganz sicher sind. Es ist zulezt auch ein Geschäft, nur daß ich nicht Kaufmann heiße, sondern Künstler; daß ich nicht in Kolonialwaaren, Wolle, Eisen, Zink und Staatspapieren „mache“, sondern in Talent, Geschicklichkeit, Geschmack und — Schelmerei. Passons la dessus. Zunächst bin ich bei Frau Hart auf der Hartburg zur Herbst-ernte, wo mich die rothen Backen unserer edlen Aepfel unglaublich mehr interessieren, als die schmachttenden Wangen schöner Damen.

Daß diese Versicherung ernstlich gemeint sei, davon gab Julius seiner Mutter die sprechendsten Beweise durch sein Benehmen, welches auch nicht im Entferntesten an den Pariser, vielmehr an den ehrlichen Steinburger mahnte, der in der Heimath wieder zum treuerzigen, kindischen Jungen wurde. Er streifte von Tag zu Tag jene mitgebrachten eleganten Formen und kleinlichen Zierereien des Modemenschen mehr und mehr ab, zeigte sich immer zuthunlicher für seine Mutter, williger in Handlungen jeder Art, schonungsloser gegen seine Frisur, dankbarer für den reinen Duft klarer Herbsttage, gleich-

gültiger gegen Odeurs, Parfüms, künstliche Seifen und Pomaden, die der überaus reinlichen, aber allen geleckten Schniegeleien abgeneigten Frau Hart höchst zuwider waren, und dennoch hatte man dazumal noch nicht die Erdbeer-Pomade erfunden, gegen welche sich — verzeih mir, holde Leserin, die Du vielleicht Gebrauch von derselben zu machen liebst — mein Herz empört. Erdbeer-Pomade! — Läßt der liebe Gott diese lieblichste aller Früchte, diese kleine Ananas unserer deutschen Waldungen deshalb wachsen, breitet er den rothen Teppich ihrer Hüfte und Fruchtbarkeit deshalb über Wiesengras, Raine, Waldmoose und Felsenkuppen hin, damit schwäblich zerrieben, zerkocht, zermanscht, in Fett zerschmolzen und in struppiges Haar versalbt werde, was bestimmt war, bei schwüler Sommergluth des Menichen Baumen zu laben, sein Herz zu stärken und zu erquickern? O schwäbliche Barbarei der Kultur! Grausame Undankbarkeit gegen die süßesten Gaben des Himmels und der Erde! Ich wünschte, daß allen die Haare ausfielen, die dazu beitragen, dieser Pomade Verbreitung zu fördern. Frau Hart hätte sie unter keiner Bedingung unter ihrem Dache gelitten, das weiß ich; denn ihr waren, wie schon erwähnt, alle Oele und Essenzen sehr zuwider, und sie freute sich, daß ihr Sohn die aus Paris mitgebrachten Gläschen und Büchsen nach und nach außer Gebrauch setzte. Was kann denn zuletzt auch süßlicher duften und anmuthiger, wie ein Lager von Himbeer-Aepfeln, welche sorgsam vom Baume gepflückt, nun auf Stroh ausgebreitet, in gefüllten Vorrathskammern langsam nachreifen

und in den späten Herbst und Winter hinein die lebendigsten Frühlingstage wachrufen, als ob sie nicht Früchte, als ob sie Blumen wären! Und die Goldreinetten mit ihrem sammtenen Glanz! Und die großen Pfundbirnen, schwer wie Blei, hart wie Stein, denen gar nicht beizukommen ist, ehe nicht lange Kerkerhaft im düsternen Gewölbe sie erweichte!

Auf jedem Baume, den, um ihn leeren zu helfen, Julius erstieg, oder in dessen Nisten er den langen Obstbrecher Stengel und Stiele fassen und knacken ließ, saßen kleine Bilder und Märchen aus fröhlicher Knabenzeit; ritten Scherze und Wünsche herum, die ihm damals unerschbar erschienen, die jetzt gleich Äpfeln und Birnen herabfielen, zu seinen Füßen kugelnd. In jedweder Frucht spiegelte sich das Bild seines guten seligen Vaters, auf den er sich nur dunkel besann, mit geheimnißvollen, unklaren Zügen, aber lächelnd, mild. Wie der Verstorbene es im Leben gewesen war, ein heiterer Gegensatz zu seinem Namen und nicht minder zu dem wenn gleich stets liebevollen, doch strengen Ernst der Mutter. Sie hatte den Jungen oft gescholten, daß er als solcher für sein Alter noch zu weich, zu flatterhaft, zu kindisch sei. Des Vaters Entschuldigungen drangen nicht immer durch. Jetzt freute sie sich, den jungen stattlichen Mann wieder kindisch werden, ihn von seinen weltstädtischen, vornehmen Manieren zur ungebundenen Freiheit einfach-bürgerlicher Formen zurückkehren zu sehen. Je knabenhafter sich der beliebte Künstler geberdete, je mehr Lust er an unschuldigen Scherzen und albernen Späßen zeigte, desto lieber

wurde er ihr, desto näher trat ihr wiederum der durch lange Abwesenheit schier Entfernte. Dieser Herbst ward ihr zum glückbringenden Frühling.

### Viertes Kapitel.

Wenn jeglicher Frühling verblühen muß, dem heißen Sommer weichend; wenn der herrlichste Sommer vom langabendlichen Herbst verdrängt wird; warum sollte nicht zuletzt auch der schönste ausdauerndste Herbst den tropigen Winter als seinen Meister anerkennen und ihm Platz machen? So geschah es denn auch in Steinburg, da Julius bei seiner Mutter, der Frau Hart, auf der Hartburg weilte. Die letzten an dürren Nestern hängenden Pflaumen schrumpften im Froste zusammen, die Dächer hüllten sich in weiße Schneedecken, die kleinen Pflügen des Hofes knirschten eisig unter dem schüchternen Tritt vorsichtigen Geflügels; Blässel und die anderen Kühe sahen sich vergeblich nach einem Maulvoll grünen Futters um; rothbrüstige Sempel wagten sich durch ganze Schaaren kecker Meisen bis an's Obstspalier des Wohnhauses vor; heimische Sperlinge suchten vor Sonnenuntergang ihre räucherigen Schlafkammern in den Winkeln der Schornsteine, und der Nordwind drängte mit Klagegeheul gegen die wohlverschlossenen Fensterladen, um wo möglich ein Ritzen zu finden, durch welches er die Lampen ausblase oder Trautel's kaum geschliffenen zartpflaumigen Federberg wie Schneeflocken um die emsige

Magd wirbeln könnte, was ihm jedoch nicht gelang. Die alte Hartburg war zu massiv gebaut, Holz und Mauerwerk von der Väter Zeiten her fest und unerschütterlich. Der heulende Störensried mußte beschämt abziehen und den am lodernden Feuer sitzenden Julius hinter sich spötteln hören: Nichts Angenehmeres, als im warmen Stübchen zu hocken, wenn der da draußen sich zerreißen möchte! Dieses Gefühl der sicheren Behaglichkeit im engsten winterlichen Kreise thut Weltkindern und Lebemenschen gar innig wohl, so lange es ihnen etwas Neues, Fremdgewordenes bleibt. Man ergötzt sich anfänglich an dem Contraste: voriges Jahr um diese Zeit trieb ich mich bei Seiner Hoheit dem Duc so und so herum; gestern vor einem Jahre gab der Herr Finanzminister eine prachtvolle Soirée, und dinirt hatten wir bei Casitte; aber heute sitz' ich bei meiner alten prächtigen Mutter, wie ich gestern bei ihr saß, schiebe ein Scheit Holz nach dem andern in den Ofen, Trautel schleift Federn, und der kalte Sturm vergeudet seinen Zorn an den unerschütterlichen Mauern der Hartburg! Das klingt allerliebste und wirkt, wie gesagt, sehr behaglich am ersten, dritten, fünften, siebenten Abend. Ehe jedoch der zwanzigste herankam, hat sich die unvermeidliche, treue Anhängerin müßiger Künstler, die liebe gute, ehrliche Langweile, unvermerkt eingeschlichen, hat sich neben die Behaglichkeit auf den bequemsten Stuhl gesetzt und thut, als ob sie zu Hause wäre. Hinausweisen läßt sie sich nicht. Sie weicht nur, wenn sie sieht, daß sie auf die Anwesenden keine Wirkung macht. Dann geht sie von selbst. Bei Frau Hart und bei Trautel ver-

suchte sie schon gar nicht mehr sich zu etabliren; denen vermochte sie Nichts anzuhaben. Doch wie nur Julius die wenigen Bücher durchgeblättert, welche der Steinburger Leihbibliothekar ihm etwa darbieten konnte; wie nur Alles durchgesprochen war, was er mit seiner Mutter über den Pariser Aufenthalt durchzusprechen mußte und — wagte: da vernahm er plötzlich ein anhaltendes herzhaftes Gähnen neben sich . . . und siehe, da saß sie, die rechtschaffene Langweile und lud ihn stillschweigend ein, mit ihr zu gähnen. Der Mutter entging das nicht. Sie machte ihm den Vorschlag, er möchte die Ressource des Städtchens besuchen, um wenigstens unter Menschen zu kommen. Kennst Du die Steinburger Menschen? fragte er und gähnte. Sie schwieg. Eben so rasch wie Spätherbst und des Windmonats erste Hälfte verflogen, eben so langsam schlich der Christmonat dahin; nicht einmal die kleinen Vorbereitungen auf den Weihnachtsbaum, den die Hartburg für arme Nachbarkinder schmückte, gewährten merkliche Hilfe. Die Langweile herrschte, und ihr liebster Sohn, der Mißmuth, stattete bisweilen Besuche ab bei Herrn Julius Hart. Unter solchen Umständen war das Eintreffen eines Briefes aus der Residenz eine Begebenheit von großer Bedeutung.

Comtesse Prisca schrieb:

Mein theurer Meister und Lehrer! Verdrüsslich genug, daß wir uns bei Ihrer Mutter verfehlten, jetzt noch verdrüsslicher, daß Sie in dem abscheulichen Steinburg nisten wie der einsame Spatz Dalmatiens in seinem Felsengeklüft, während hier sich hundert schöne Augen müde

gucken nach Ihnen. Fünfzig Angesichter (wenigstens!) von unserer Bekanntschaft sehnen sich darnach, durch ihre Zauberhand abgebildet zu werden; sei's um in verschwegenem Kämmerlein nur von Einem oder Einer jätzlich betrachtet zu werden, sei's um auf Stein vervielfältigt an den Schaufenstern großer Kunsthandlungen der Vorübergehenden Aufmerksamkeit zu fesseln. Sämmtliche Portraitzeichner am Orte haben traurige Ferien; es wächst dem Winter zum Troste Gras auf ihren Brethern, denn alle Welt sagt: weil Julius Hart aus Frankreich heimkehrte, wollen wir auch gewiß warten, bis er uns portraittirt, einem andern sitzen wir nicht. Einige junge Herren aus der Gesellschaft, die vergangenen Winter in Paris waren, können nicht genug erzählen von Ihrer dortigen Stellung und wie man sich in hohen und höchsten Kreisen um Sie förmlich zerrissen, ja wie man es für ein Glück betrachtet hat, Ihrer nur habhaft zu werden. Die hiesige Gesellschaft brennt vor Verlangen, auch in diesem Falle Paris nachzuahmen, und da es ruckbar geworden, daß ich den Vorzug genieße, Sie persönlich zu kennen und mich Ihre unwürdige Schülerin nennen zu dürfen, so spricht man mich jetzt schon um Protection an. Sie begreifen, wie mich das eitel macht, und ich hoffe zu unserer alten Freundschaft, daß Sie mich, nachdem ich nun einmal eingewilligt, Sie zu citiren, nicht im Stiche lassen wollen. Ja, damit Sie's nur wissen: ich war so kühn, zu versprechen, Sie würden meinem Rufe Folge leisten. Thun Sie es nicht, machen Sie meine Zuversicht, mein Vertrauen auf unsere alte Freundschaft zu Schanden,

indem Sie ausbleiben: so bin ich blamirt und für diese Saison verloren. Wollen Sie das? Für so grausam kann ich Sie doch nicht halten. Und am Ende, mein' ich, wird Ihr Künstlerstolz auch ein Wort mitreden, dem es wohlthun muß, in der deutschen Heimath Huldigungen zu empfangen, deren er im fremden Lande vielleicht schon überdrüssig war. Außerdem wird es Gold auf Sie regnen, was nicht gänzlich zu verachten ist. Doch nicht allein dergleichen eitle und irdische Rücksichten, auch höhere mögen Sie bestimmen helfen und ihre Entschlie-ßung fördern. Wir in'sgesammt, die wir uns zu den Frommen im Lande zählen, wir trachten schon längst mit heiliger Sehnsucht nach einem würdigen Abbilde des herrlichen Mannes, dessen gläubige Gemeinde wir bilden. Nur Sie mit Ihrem vergeistigenden Genie sind befähigt, diesen Verkündiger der reinen Lehre in seiner tiefsten Weihe aufzufassen und wiederzugeben! Nur Sie dürfen den Apostel des Herrn sinnig verkünden. Das ist's, wonach Tausende schmachten: Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Alte und Junge. Sie werden ihn darstellen, als ob er lebte, lehrte; vielleicht, ja gewiß, werden auch Sie während dieser Arbeit vom Geiste ergriffen, vom Glauben erfüllt! Sie gehören dann zu den Unserigen. Welch' ein Gewinn für Sie — und für uns!

Kommen Sie! Bringen Sie den heiligen Abend mit uns zu. Ihr Weihnachtsbaum wird schon gehegt und gepflegt, daß er lieblich grüne.

Prisca Gräfin E. auf R.



Dieses Schreiben gab Julius seiner Mutter zu lesen. Sie überflog es, ohne eine Zeile zu vergleichen, und gab es zurück, ohne eine Silbe dabei zu sprechen.

Ich weiß nicht, was ich thun soll, sagte Julius gelehnt.

Ich weiß, was Du thun wirst!

Nun, was werd' ich denn thun?

Du wirst dem Rufe folgen, der so dringend und ehrenvoll an Dich ergelt. Du kannst nicht anders, lieber Julius. Ich entbinde Dich des Versprechens, den Weihnachtsabend auf der Hartburg zuzubringen. Vor den Berechnungen des Geschäftsmannes treten kindische Spielwerke zurück. Sie erwarten Dich dort, und Du darfst sie nicht allzu lange warten lassen, sonst werden sie ungeduldig und nehmen dann in ihrem Aerger mit einem anderen Künstler vorlieb, der Dir die fettesten Rundschaften wegschnappt. Und das könnte Deine Einnahme gar sehr beeinträchtigen. Deshalb reise in Gottes Namen! Ich werde mich an diesem Weihnachtsabende mit Trautel und den armen Kindern behelfen, wie an so manchen anderen.

Julius meinte aus der Mutter verständigen Worten einen versteckten Hohn herauszuhören. Unter anderen Verhältnissen würde er sich dagegen zur Wehre gesetzt haben. Heute jedoch, wo ihm zunächst daran lag, auf gute Art loszukommen — denn Prisca's Brief hatte, wie wir nicht leugnen dürfen, gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht — heute ließ er sich auf keine Gegenrede ein. Er begnügte sich, das Für und Wider abzuwägen,

wobei es denn auch an Versicherungen nicht fehlte, wie schwer es ihm werde, aus den stillen Räumen des Vaterhauses zu scheiden. Das Einzige, setzte er hinzu, was ihn über die früher eintretende Trennung von der Mutter tröste, sei die Aussicht, in der Residenz jene ihr und ihm längst befreundete gräfliche Familie zu finden, die ihm die Heimath und deren friedlichen Verkehr ersetzen werde.

Das nun wohl kaum, mein Sohn. Lasse Dich nicht irre machen durch die störmelnden Stoßseuzer, die Deine charmante Schülerin zwischen ihr frivoles Geschwätz einmengt. Das ist eben auch nur leerer Modetand und geht bei diesen Zeiten nicht tiefer. Denn wäre dies der Fall, sie könnten etwas Klügeres thun, als ihre ohnehin total zerrütteten Finanzen durch unnützen theuren Stadtaufenthalt und die mit demselben unzertrennlich verbundene Verschwendung vollends zu Grunde richten. In Kahlfelda geht während ihrer Abwesenheit Alles darüber und darunter; das geräumige Schloß steht leer, und sie bezahlen mit schwerem (auf hohe Bucherzinsen geliehenem) Gelde ein sogenanntes Absteigequartier, in welchem die Miethe für jeden ausgeborgten Stuhl den Ertrag eines schlechtgedüngten Ackerbeetes verschlingt. Sie versagen sich keinen Ball, kein Fest, keine Oper, keine Räscherei, keine alberne neue Mode, und dann schlagen sie zerknirscht an die Brust, wenn der Prediger, den Du auf Stein zeichnen wirst, sie drohend zur Buße und Entsagung auffordert. Träume nicht von einem frommen häuslichen Kreise,

den Du da finden sollst. Sei gefaßt auf oberflächliches Geschwätz ohne Kern und Halt, auf moralische Phrasen und tugendreiche Grundsätze, denen jegliche Handlung derer, die sie verkünden, entschieden widerspricht. Suche dort, was Du für Deinen Zweck irgend brauchen kannst, nur den Frieden, den Fleiß, die bürgerliche Eintracht meines Hauses suche nicht.

Er wußte keine andere Erwiderung auf diesen Ausfall gegen Prisca und deren Mutter zu geben, als daß er stillschweigend hinausging und seine Koffer und Kisten packte.

Trautel weinte in ihren Federberg hinein. Sie hatte genug von der Herrin Worten verstanden, um zu begreifen, daß Julius eher abreisen werde, als sie gedacht.

Frau Hart verwies ihr das: Er ist kein Kind und muß wissen, was er zu thun hat. Hab' ich so viele Weihnachtsabende ohne ihn zugebracht, warum nicht diesen auch?

Der Abschied war kurz. Mutter wie Sohn empfanden, daß fernere Gespräche und Auseinandersetzungen zu unangenehmen Zwistigkeiten führen könnten. Deshalb waren sie die letzten Tage freundlich still neben einander hergegangen; deshalb machten sie bei'm Scheiden wenig Worte.

Als die Hausthüre der Hartburg hinter dem Reisenden in's Schloß fiel und ihr schwerer Klang durch die Wölbung dröhnte, sagte Frau Hart vor sich hin: Ich fürchte, er zieht in sein Unglück! Und Trautel jammerte, aber leise, damit ihre Herrin es nicht vernehme: Nicht

einmal für die Blässel hat er mir einen Abschiedsgruß aufgetragen!

Und dann gingen sie wieder an ihr schlichtes Tagewerk, Frau Hart und die Trautel, als ob Nichts vorgefallen, als ob keine Unterbrechung des gewöhnlichen Lebensverlaufes geschehen, als ob der „Pariser Künstler“ gar nicht dagewesen wäre. Nur die Bildlein und Zeichnungen, die er zurückgelassen, zeugten für seine Anwesenheit. Sie waren seinen geübten Fingern fast ohne Zuthun des Willens entglitten, wie Blätter vom Baume fallen, ohne daß der Baum daran denkt, ein Haupt, welches in seinem Schatten träumt, damit zu bestreuen; sie waren nichtsdestoweniger Zeichen künstlerischer Meisterschaft, und jedes Blatt und Blättchen würde für sammelnde, tausende Kenner von namhaftem Werthe gewesen sein. Frau Hart verstand dies wohl zu würdigen. Wenn sie ihr klares Auge fest darauf weilen ließ, seufzte sie manchmal: Was hätte er mit diesen Gaben erreichen können! — Aber ihn reizte der augenblickliche Gewinn, und er opferte die Kunst dem Erwerbe!

Vielleicht hatte sie Recht? Vielleicht aber auch war es eine innere Stimme gewesen, die den von seiner Mutter getadelten Julius von der steilen Bahn zum höchsten Gipfel des Nachruhmes auf den bequemeren Seitenpfad einträglichen Moberufes gewiesen? Vielleicht hatte diese innere Stimme ihm warnend verkündet, daß er nur ein gewandtes Talent, ein bewunderungswürdiger Meister im Kleinen, daß er aber kein Genius, und daß Schöpfungskraft im Großen und Erhabenen ihm versagt sei?

War dem so, dann hatte er Recht und nicht seine Mutter; denn nicht Alle können Alles, und wohl dem, der sich bei Zetten selbst erkennt!

### Fünftes Kapitel.

Auf dem Wege nach der Residenz gestand sich Julius Hart, was er sich unter dem immer noch mächtigen Uebergewicht mütterlichen Einflusses bisher verleugnen wollte: daß er des Aufenthaltes in der Hartburg schon herzlich müde gewesen, und daß Prisca's Schreiben recht erwünscht gekommen sei, ihn zu einem Entschlusse anzuregen, den er ohne solchen Aufstoß von außen kaum erschungen haben dürfte. Nicht die winterliche einsame Zurückgezogenheit hatte ihn Ueberdruß an der Heimath finden lassen; im Gegentheil, diese hatte ihm eigentlich wohl gethan nach so langem Umhertreiben in der großen geräuschvollen Welt. Was ihn zu Hause bedrückte, war die nicht wegzuleugnende Autorität einer Mutter, die er innig liebte, nach welcher seine Seele sich aus der Ferne stets kindlich gesehnt, welche aber ihn, den Verwöhnten, von Huldigungen Geschmeicheln, zu wenig schonte, wo es die wunde Stelle seines Künstlerstolzes galt. Gerade weil er die treffende Wahrheit in manchen ihrer schärfsten Bemerkungen selbst empfand, that sie ihm weh und verletzte ihn. Auch den Vorwurf, daß er gewinnstüchtig,

goldgierig sei, fand er bei tieferem Eingehen in seine Gemüthszustände begründet. Des Geizes klagte er sich nicht an, der lag ihm fern; vielmehr neigte er sich zur Verschwendung hin. Doch eben diese machte ihn zu Zeiten habfüchtig. Er träumte von reichem Erwerbe, weil er aus diesem die Mittel herleitete, wie ein großer Herr zu leben, den Genossen ähnlich, die er in Paris um schöne Pferde, seltene Hunde, glänzende Equipagen beneidet. Was er sich dort versagen müssen, meinte er nun erreichen zu können in der deutschen Residenz, wo geringerer Aufwand hinreichen würde, seines Gleichen zu überbieten. Er wollte nicht bloß als Künstler von sich reden machen, er wünschte auch sonst Aufsehen zu erregen. Und das hatte schon in ihm gewühlt und gebohrt, als er noch auf seiner Mutter Obstbäumen saß, als er Trautel und Blässel abzeichnete. Deshalb war ihm jenes Stillleben so poetisch erschienen, weil er es im Voraus mit der künftigen Pracht verglich; deshalb hatte Prisca's Brief so gewaltig auf ihn gewirkt, daß er der Heimath nicht rasch genug Valet sagen konnte. Und da zog er nun, strahlender Pläne voll, seinem Schicksal entgegen; ach, kein guter Geist lüftete die Wolken vor ihm, nur einen flüchtigen Einblick in die Zukunft zu gönnen. Wäre ein solcher ihm gestattet worden, wie rasch würde er heimgekehrt sein zu den Füßen der Mutter; wie gerne würde er sich geflüchtet haben in die Stille des Vaterhauses!

Aber so gut wird es uns Menschen nicht, und wir

verfallen rettungslos den dunklen Mächten, denen wir uns einmal übergeben haben.

Das Auftreten des längstersehten Künstlers in der Residenz war ein Triumph nicht nur für ihn, auch für Comtesse Prisca, die sich keinen Augenblick besann, laut zu erklären, daß sie ihn herbeigerufen habe.

Und wie gehorsam war er gewesen! Wie rasch hatte er diesem Rufe Folge geleistet! Wie gern, wie laut erklärte er überall: er sei mit dem festen Entschlusse aus Paris heimgekehrt, sich im Hause seiner Mutter zu vergraben, nur sich selbst und ihr — und der Kunst lebend; die Wintereinsamkeit habe ihn entzückt, er habe sich selig gefühlt darin; — doch einer Aufforderung aus solcher Feder lasse sich kein Widerstand leisten. — Und wie beneideten jüngere und ältere Damen die Schülerin um ihr „ascendant“ über diesen Lehrer. Ach, wie gern hätten sie sämmtlich, auch die den Lehrstunden längst Entwachsenen, noch einmal begonnen, Augen, Ohren, Lippen, Hände und andere Bestandtheile des menschlichen Körpers zeichnen zu lernen, wäre Julius Hart geneigt gewesen, Unterricht zu erteilen. Er aber wußte bessere, angenehmere, einträglichere Verwendung seiner kostbaren und theuern Zeit zu finden. Er wählte aus den ihn Umlagernden, nach ihrem Portrait Flehenden diejenigen aus, welche ihm am Besten zusagten, oder welche Prisca's Protection mitbrachten, wodurch aber ihre Verpflichtung, jeden Strich mit Gold zu belegen, keinesweges gehoben wurde. Sie zahlten ja gern; und wer etwa kein Geld

befah, machte fröhlich Schulden, konnt' er nur sagen: Morgen stß' ich dem Hart!

Nur Einer wußte sich, und dies mit naiver Entschiedenheit von der Verpflichtung des Bezahlers loszumachen. Als Prisca's Bruder fand Gustav sehr natürlich, daß er „in Uniform“ seiner Mama zum Weihnachtsabend beschert werde; und als dies erste Bildniß des munteren Jungen erst vollendet und ausgeführt da stand, so ähnlich-lebhaft, wie wenn es aus dem Rahmen springen und irgend eine hübsche Beschauerin beim Kopfe nehmen wollte, sie tüchtig zu küssen . . . was war natürlicher, als der dem Verehrer der Comtesse Schwester in's Ohr geflüsterte Wunsch: es wären da ein paar kleine, allerliebste Mädchen, die sich freuen würden wie die Kutscherspiße, wenn sie ihr allereinzigstes Lieutenanthen über ihrem Nähstischchen hängen sähen, und was käme es denn auf einige Stücke schwarzer Kreide mehr oder weniger an? Und was war natürlicher, als die bereitwillige Erfüllung dieses Wunsches, wovon Comtesse Schwester freilich Nichts wissen durfte, wodurch aber doch die Stimmung des Bruders eine dem Künstler günstige und Begleiter der Vorzug zu Theil wurde, daß zwischen ihm und Gustav Geheimnisse vertraulichster Art obwalteten. Wer zu einer jugendlichen Kunstfreundin im Verhältniß eines lehrenden Meisters steht und zugleich heimliche Durchstechereien mit deren Bruder hat, der ist gewiß nicht weit davon entfernt, einen Liebeshandel anzuknüpfen oder in etwas dem Ähnliches verwickelt zu werden, beginne die Anknüpfung oder Verwicklung von welcher Seite sie wolle.



Schon die schallhaft angebrachte Warnung: Aber Hart, was haben Sie denn ewig mit Gustav zu zischeln und zu tuscheln? Lassen Sie sich von ihm nicht verführen; er ist ein „mauvais sujet dans toute la force du terme!“ — schon diese enthielt eine Herausforderung oder gar eine Abance. Denn wie werth mußte doch der Comtesse der aus Paris nach Deutschland heimkehrende achtundzwanzigjährige Maler sein, den sie bat, sich von ihrem einundzwanzigjährigen Brüderchen nicht verderben zu lassen? Eine Dame, die dem Hofe so nahe stand und die dennoch so besorgt war um das Heil ihres Lehrers? besorgter noch, wie um jenes ihres theuren Bruders? Es wäre unnatürlich, wenn es nicht so natürlich wäre. Prisca liebte. Liebte zum ersten Male; empfand zum ersten Male, was sie bisher zu empfinden sich und Andern, für die sie zu empfinden wähnte, vorgelogen. Gräfin Prisca liebte den Maler Julius, den Sohn der Frau Hart in Steinburg. Noch wußte sie es selbst nicht. Es war ihr noch nicht ganz klar, wie es möglich sei, daß ein Mädchen ihres Ranges und in ihren Umgebungen vierundzwanzig Jahre alt werden müsse, um für ihren Zeichenlehrer zu fühlen, was sie in diesem Grade für keinen Gutsbesitzer von hohem Adel, für keinen Kammerherrn, für keinen prinziplichen Adjutanten, ja sogar für keinen angehenden Diplomaten gefühlt, von denen Allen sich wirklich verschiedene um sie bemühten. Denn sie zeigte sich, wenn nicht schön, doch reizend; wenn nicht köstlich, doch lebhaft und geistreich; auch wußte man in der Residenz nicht genau, wie mißlich die Geldangelegen-

heiten der Familie standen. Daß Gustav Schulden machte, konnte nicht befremden; wer hätte keine gehabt?

Sobald Julius Hart entdeckte, daß Prisca mehr wie künstlerisches Interesse für ihn hege, beeilte er sich kopf- über in eitle Freude zu tauchen. Er machte sich weiß, daß er sie schon geliebt habe, da sie, noch ein halbes Kind, zuerst seine Schülerin gewesen, er machte sich weiß, daß er diese ursprüngliche und heilige Neigung wie einen frommen Talisman auf seinem Herzen durch alle Verirrungen vergangenen Lebens getragen und bewahrt habe. Er begann für sie zu seufzen und zu schwärmen, richtete sich bei jeglicher Unternehmung nach ihren Worten und Winken; machte sich abhängig von ihren leisesten Wünschen und gehorchte ihr nur in dem einen Punkte nicht, daß er ihre schallhafte Warnung, Gustav betreffend, buchstäblich entgegengesetzt auslegte, indem er dem sich an ihn hängenden Gustav vertraulich und — freigebig die Arme öffnete, wie die Kasse. Möchte der junge Graf, wenn seine Kameraden ihn mit dem „künftigen Schwager“ neckten, mitunter Anwandlungen von hochmüthiger Abneigung wider die Möglichkeit solchen Bündnisses verspüren; es that ihm doch zu wohl, einen Freund gefunden zu haben, der niemals Nein sagte, wenn es galt, augenblicklichen Bedürfnissen zu Hilfe zu kommen, dringende Verlegenheiten großmüthig zu beseitigen. Gustav begnügte sich, den Spöttern zu entgegnen: Was fällt Euch ein? Prisca denkt an Nichts dergleichen! — und die Liebschaft ging ihren Gang im Stillen weiter.

Gräfin Mutter hatte ihr Auge dem Weltlichen abge-

wendet. Bei ihr war die pietistische Moderation Sache des Herzens geworden. Zunehmende Kränklichkeit ließ ihr, was bisher noch von Lebenslust und Vergnügungssucht in ihr vorgewaltet, jetzt als eitle Thorheit erscheinen, und sie versenkte sich alles Ernstes in jene bußfertige Milde, welche nicht mehr irdischen Stolz, sondern christliche Demuth athmet. Wir wollen unerörtert lassen, ob nicht die Ahnung herannahenden Todes hauptsächlich eine so vortheilhafte Veränderung in Gräfin Beeringsheim hervorbrachte; wir wollen nicht untersuchen, ob vielleicht mit wiederkehrender Genesung auch frühere Regungen lieblosen Stolzes wieder aufgewacht sein würden. Wir wollen uns nur an die Wirklichkeit halten und der guten Dame nachrühmen, daß sie ihre Tochter auf keine Weise durch Widerspruch oder durch Eingriffe in das werdende Verhältniß belästigte.

Bei solcher Bitterung mußte wohl die Blume junger Liebe fröhlich erblühen. Ehe sie sich's versahen, waren Julius Hart und Comtesse Prisca einig; ehe er sich's versah, stand Graf Gustav mit dem Künstler auf Du und Du, wußte auch den Spötereien der Kameraden sein ehemaliges „Was fällt Euch ein?“ nicht mehr entgegen zu stellen, sondern ging ihnen nur fein säuberlich aus dem Wege, so weit sich dies mit seiner Stellung sonst vereinbaren ließ.

Die „Saison“ nahte ihrem Ende. Die Aerzte wünschten Nichts sehnlicher, als eine Patientin los zu werden, die ihnen unrettbar schien, die ihre Geduld ermüdete, die große Ansprüche machte, aber geringes Honorar zahlte, die endlich in der Erb- und Familiengruft

zu Kahlfelda weit anständiger untergebracht schien, als auf den übervollen Friedhöfen der Residenz, wo nur ein ganz gewöhnliches Grab in ganz gewöhnlicher Erde sie aufgenommen haben würde. Die gelehrten Herren hielten ein Concilium, welches einstimmig auf ein concilium abeundi herauslief und Wunderdinge verbiess von den Einwirkungen reiner Sandleist auf den Zustand der Kranken. Auch ließen sie im Hintergrunde ihrer Weisheit eine Badereise mit verhängnißvollen Andeutungen aufdämmern. Priëca hoffte noch. Julius wußte, was er davon zu halten hatte, doch enttäuschte er die zärtliche Tochter nicht. Dem Sohne dagegen theilte er seine gerechten Besorgnisse mit, welche dieser leichtsinnig aufnahm, ohne sich dadurch im Genuße der Gegenwart weiter stören zu lassen.

Die Abreise der Gräfin Veeringshelm mit ihrer Tochter Priëca wurde festgesetzt. Sie verließen die Residenz im Anfang des Mai, und schon vor Ablauf desselben Monats folgte ihnen Julius Hart nach Kahlfelda, ohne sämtliche eingegangene Verpflichtungen als Portraitzeichner ausgeführt und erfüllt, nicht aber, ohne Gustav hinreichend mit Geld versorgt zu haben.

---

## Sechstes Kapitel.

---

Die Herren Aerzte in der Stadt schienen doch Recht zu behalten: die Gräfin erholte sich wirklich noch einmal. Es war eine kurze Täuschung; doch war es eine, und

sogar die Kranke unterlag ihr, oder wurde vielmehr von ihr emporgehoben und neu ermutigt. Sie wählte sich gerettet; sie wendete sich wieder dem Leben zu. Da erwachten denn auch mehr oder weniger die Ansprüche, die sie an das Leben zu machen gewohnt gewesen, ehe die Frömmigkeit bei ihr zum Durchbruch gekommen war. Mit diesen Ansprüchen meldete sich auch der Stolz; bei ihr, der ihr angeborenen Milde und Gutmüthigkeit gemäß, niemals ein verletzender hochmüthiger Stolz, immer jedoch hinreichend mächtig, sie erschauern zu machen, als sie sah, wie vertraut unterdessen Julius Hart mit Comtesse Priëca geworden sei. Das Angedenken jüngerer Tage regte sich noch frisch genug in ihrer Brust, um sie zu Vergleichen, auf eigene Erfahrungen begründet, fähig zu machen, und nach sorgfältiger Forschung und Beobachtung, welche sie vor den Liebenden wohl geheim zu halten wußte, gestand sie sich mit Schrecken und gelindem Entsetzen ein, daß hier nicht von einer flüchtigen Galanterie, ja nicht einmal von einem (Gott verzeih' mir die Sünde! setzte sie bei) zu verheimlichenden Fehltritt, sondern tout bonnement von einer auf eheliche Verbindung abzielenden, tiefinnersten „Passion“ die Rede sei! Sie war doch zu klug, die gute Gräfin, und kannte aus manichfachen kleinen Proben die Festigkeit ihrer Tochter zu genau, um auf diese durch mütterliches Verbot wirken zu wollen. Priëca ließ sich nicht abwendig machen; das stand fest. Aber Julius!? Gab es noch ein Mittel, die gesürchtete Verbindung zu hindern, so mußte es auf der Seite des Mannes gesucht werden, der sich immer nach-

giebig und weich gezeigt, der nie verheimlicht hatte, wie er seiner Mutter gegenüber immer ein Kind, ein Knabe geblieben sei; wie er sich, um es gerade herauszusagen, vor Frau Hart fürchte! Ja „fürchte,“ trotz aller Liebe; was bei vorhergegangenen, noch harmlosen Gesprächen religiösen Inhaltes der Gräfin oft Gelegenheit zu erbaulichen Erklärungen des Wortes „Gottes fürcht“ gegeben, als in welcher ja nur die rechte und wahre Liebe wurzeln könne. Diese Erinnerungen sollten ihr nun zu Statten kommen, und sie beschloß von ihrer scheinbar wiederkehrenden Gesundheit den besten Gebrauch zu machen, indem sie ohne Vorwissen Prisca's eine Fahrt nach Steinburg unternahm. Lediglich ein alter Diener ward in's Vertrauen gezogen. Julius wie Prisca erstaunten nicht wenig eines schönen Morgens zu erfahren, Ihre gräßlichen Gnaden seien abgereist, Niemand wisse wohin. Beide vereinigten sich sogleich in der Ueberzeugung: dieser Besuch könne nur der Hartburg gelten. Doch über den Erfolg eines so unerwarteten Entschlusses vermochten sie sich weniger zu einigen und blieben verschiedener Meinung. Prisca erblickte darin die Einwilligung ihrer Mutter, die sich mit Frau Hart mütterlich berathen wolle. Julius zeigte sich bedenklich und erwartete nichts Gutes. Wir wollen gleich sehen, daß sein Vorgefühl ihn nicht täuschte.

„Der blaue Bär“ zu Steinburg war sehr brummig, als Gräfin Leeringshaus bei ihm einsprach. Er wollte nicht viel von ihr wissen, weil er mit seinen Jahrmärktsgästen vollauf zu thun hatte. Kaum daß die von der

raschen Fahrt ermüdete Dame eine Unterkunft erlangte. Dadurch wurde sie in die übelste Stimmung versetzt, und in dieser begab sie sich nach der Hartburg, wo sie dann, ihren unterwegs gefaßten guten Vorsätzen ungetreu, fast eben so brummig anlangte, als ob sie nicht die Rablfelder Herrschaft, sondern vielmehr die Gattin des blauen Bären wäre.

Frau Hart — (wenigstens hat es Trautel immer behauptet) — soll seit dem etwas gewaltsamen Ausbruch ihres Sohnes nach der Residenz ohnedies ernsthafter, zurückhaltender, strenger und wortfarger geworden sein als je.

Da kamen denn zwei üble Stimmungen zusammen und segelten sich entgegen, wie feindselige Fregatten bei widrigem Winde.

Warum die Gräfin sie aufsuchte? was durch ihre Anwesenheit hintertrieben werden sollte? — das wußte die kluge Ackerbürgerin auf's Härchen, ehe jene noch den Mund geöffnet. Und diese Einsicht in den Stand der Dinge verursachte trotz aller drohenden Wolken zuletzt dennoch einen leidlichen Empfang. Kam die Abneigung der Mutter Prisca's gegen eine mögliche Verbindung mit Julius doch kaum dem Widerwillen gleich, den seine Mutter dagegen hegte. Wenn zwei Gegner zufällig nach einem und demselben Ziele hinsteuern, vergessen sie wohl auf kurze Frist ihre Gegnerschaft und machen gemeinschaftliche Sache, wie wir erst neuerdings im Gebiete der Politik zu beobachten Gelegenheit fanden. Weßhalb sollten zwei Frauen und Mütter nicht eben so viel Selbstbeherrschung entwickeln?

Anfänglich also ging es erträglich. Die Gräfin gab in gedrängter Kürze eine ziemlich richtige Schilderung von Prisca's inneren Zuständen und erklärte mit dem Takte einer Dame von Welt, wie und warum dieses vorwurfsfreie Wesen jetzt so weit aus der Art schlagen konnte, an eine Verheirathung wider ihrer Mutter Willen zu denken. Daß der letztere aufrecht erhalten werden müsse, darüber schien kein Zweifel obzuwalten. Nur auf welche Art und Weise dies erfolgreich geschehen könne, stand noch in Frage. Prisca war volljährig. Die Statuten ihres Weiberlebens besagten unglücklicherweise keine Silbe über den Ausschluß durch Mesalliance. Die Stifterin hatte einen solchen Fall gar nicht für denkbar gehalten bei einem Geschlechte von solcher Abstammung. Die abtrünnige Comtesse konnte dem — Maler ihre Hand reichen und nach dem Tode der Mutter (der aus Gram unfehlbar gleich nach der Hochzeit erfolgen würde!) dennoch in den Besitz von Kahlfelda treten — als sichere Madame Hart konnte sie das! Wenn sie überhaupt Madame Hart wurde. Wenn nicht bei Zeiten Widerstand eintrat! Und diesen sollte nun die „Frau auf der Hartburg“ erregen, indem sie ihre Mutterrechte geltend machte.

Sie ließ der Gräfin das Wort, bis diese Nichts mehr zu sagen mußte. Dann begann sie:

Gewiß ist es ein großes Unglück, wenn mein Sohn und Ihre Tochter Mann und Weib werden. Ein Unglück für beide Theile; auch für mich und Sie, Frau Gräfin. Darüber sind wir einig. Doch in dem Ge-



sichtspunkte, aus welchem dies Bündniß zu betrachten wäre, welchen wir weit, sehr weit von einander ab. Sie nennen es „Mésalliance.“ Nun freilich, so nenn' ich es auch. Nur daß Sie wäñnen, Ihre Tochter vergäbe sich, ihrer Geburt, ihrer Zukunft ich weiß nicht was, wenn sie einen Künstler heirathet. Und daß ich im Gegentheile befürchten muß, mein Sohn sei es, der eine Partie unter seiner Stellung mache. Sehen Sie, da sitzt der Unterschied. Fahren Sie nicht auf, lassen Sie mich ausreden, wie ich auch Sie nicht unterbrochen habe. Was ich reden will, ist mindestens eben so vernünftig, eben so consequent, verdient eben so viel Aufmerksamkeit, als was ich von Ihnen anhören mußte. Erstens ist mein Sohn ein junger Mann — Comtesse Prisca dagegen ist gewissermaßen schon ein altes Mädchen. Sie trat mit fünfzehn Jahren in die große Welt, in welcher sie sich nun seit beinahe zehn Jahren umhertreibt, ohne einen Gatten ihres Standes zu finden; sie ist abgelebt, abgeblüht; sie ist, obgleich drei bis vier Jahre jünger als Julius, doch älter wie er mit seinen achtundzwanzigen. Zweitens sind die Vermögensumstände völlig ungleich: Sie erhalten sich mit Noth und Mühe auf einer vernachlässigten Wirthschaft, die den Gläubigern längst anheim gefallen, wäre sie nicht eine Art von weiblichem Majorat und dadurch gewissen Ansprüchen und Forderungen mehr oder weniger unzugänglich, wie ich durch meinen verstorbenen Mann weiß. Wir dagegen sind nicht nur schuldenfrei und wohlhabend für unsere Sphäre; Julius reicht weit darüber hinaus, erwirbt sehr viel und kann noch unend-

lich mehr erwerben, wenn eine unpassende Heirath ihn darin nicht hemmt und beeinträchtigt. Drittens aber, und das ist in meinen Augen das Wichtigste, setzt er sich herab, wenn er sich, verführt durch eitle Regungen, die nicht Bestand haben können, in eine Familie fliehet oder hineinlocken läßt, welche ihn wie einen Eindringling betrachtet. Er verliert seine Ehre, seine Selbstständigkeit, seine künstlerische Freiheit, während Comtesse Priöca dies Alles gewinnt. Sie empfängt, er giebt, er opfert auf; er richtet sich zu Grunde. Und indessen er, was Fleiß und Talent ihm erringen halfen, in einer ruinirten Haushaltung wie in einer Felsenspalte verschwinden sieht, wird sie vielleicht sich schämen, sich gleich mir kurzweg „Frau Hart“ nennen zu lassen, und wird auf ihrer „Frau Gräfin“ bestehen, wie manche Damen thun, die ich kannte. Wenn ich bedenke, daß meines seligen Mannes Sohn auch diese Demüthigung stillschweigend ertragen könnte, so möchte ich mich lieber gleich heute von ihm losjagen. Doch ich fürchte, er ist mir zuvorgekommen und hat sich von mir losgesagt, als er mich kurz vor Weihnachten verließ, um einem Rufe Ihrer Tochter nach der Stadt zu folgen. Wie sehr ich denn auch gegen die Verbindung sein mag, die Sie zu hintertreiben wünschen — zu thun vermag ich noch weniger als Sie. Ich traue mir keinen Einfluß mehr auf meinen Sohn, auf seine Lebensrichtung zu. Mich durch leere Drohungen, durch alte Weiberbitten, durch Thränen lächerlich machen will ich nicht. Schreiben werd' ich ihm, kurz, trocken, deutlich, was ich Ihnen

zu sagen die Ehre hatte. Das Uebrige ist dann seine Sache, und wie Einer sich bettet, so wird er liegen. Weiter hätte ich denn wirklich Nichts mehr zu bemerken, meine Frau Gräfin!

Dabei machte sie eine Verbeugung und zog sich einige Schritte zurück. Sie besaß zu viel Anstand und Lebensart, um etwa auch nach der Thüre zu weisen; doch wenn gleich ihre Hand sich zu solch' ungaslicher Bewegung nicht erhob, lag in ihren Mienen nichtsdestoweniger das deutliche Bekenntniß, sie wünsche sehnlichst mit ihrem Kummer allein zu bleiben.

Die Gräfin hätte nicht sein müssen, was sie wirklich war: eine Dame von feinen Sitten und gefälligen Formen, wäre sie im Stande gewesen, dies Gespräch wieder aufzunehmen, um es in's Gebiet gemeiner Zänkerey zu führen. Sie war bewegt, getränkt, erzürnt, aber sie beherrschte sich. Nur in gesteigerter Höflichkeit, die freilich an die Grenzen des Hohnes streifte, gab sich ihr Zorn zu erkennen. Sie erwiderte die Verbeugung der Bürgersefrau durch drei Knixe, der größten Hof-Gala-Cour angemessen, und sprach lächelnd: Madame, ich bin Ihnen verpflichtet, Sie haben mich eines Besseren belehrt; bisher stand ich wirklich in dem Wahne, Comtesse Prisca wolle sich wegwerfen und unter ihrem Stande heirathen, — Sie öffnen mir die Augen und beweisen, daß meine Tochter die ihrigen viel zu hoch erhob. Verzeihen Sie meiner mangelhaften Erziehung den groben Irrthum. Ich entferne mich tief beschämt.

Die stolze Haltung, womit sie die Hartburg verließ, widersprach allerdings ihrer Versicherung. Nicht wie eine Beschämte, Gedemüthigte entfernte sie sich, sondern vielmehr wie eines stolzen Sieges bewußt. Und diesen hatte die gepeinigte Frau denn auch wahrhaft erkämpft, wenn schon nicht über die ihr an Stolz ebenbürtige Wittve ihres ehemaligen Schwalters, wenn auch nicht über die mächtiger als je aufsteigende Besorgniß wegen Priäca's Zukunft; doch gewiß über sich selbst, über ihre krankhafte Reizbarkeit, über ihren gerechten Zorn.

Auch der „blaue Bär“ durfte nicht Zeuge des Ausbruchs heftiger Affekte werden, der über kurz oder lang ja doch erfolgen mußte, sollte ihr das Herz nicht bersten. Sie hielt sich musterhaft und behielt für die plumpen Zuborkommenheiten der sie um die Wette bedienenden ungeschickten Bärenfamilie huldvolle, ruhige Würde.

Erst als sie wieder allein in ihrer Kutsche saß, als ein mitleidiger Landregen ihr gestattete, Fenster und Bedervorhänge schließen zu lassen und sich möglichen Seitenblicken des neugierigen Kutschers und des noch neugierigeren Dieners zu entziehen; da erst erlaubte sie sich, dem Schmerze, der in ihr tobte, nachzugeben; da ergoß die überströmende Galle ihrer Bitterkeit Fülle, und halb sterbend langte die Gräfin nach langer qualvoller Heimfahrt in Kahlfelda wieder an.

---

## Siebentes Kapitel.

In den Fieberphantasieen, von denen ihre Krankheit nicht frei war, machte Gräfin Veeringöheim den Austritt zwischen ihr und Frau Hart wiederholentlich durch und setzte so, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, ihre Tochter und Julius, der getreulich und hilfsreich der Letzteren zur Seite stand, über den Zweck, wie über das Mißlingen der Steinburger Reise in's Klare. Als nach völliger Entkräftung die Heftigkeit der sich aufreibenden Natur in matte Ruhe überging, schien auch der Widerstand erschöpft, den die Mutter ihrer Tochter entgegenzusetzen gemeint. Die gute Dame, obschon völlig bei Sinnen und fähig, folgerecht zu denken, zeigte sich überraschend nachgiebig. Sie stellte nicht in Abrede, daß ihr Stolz vor jenem der Bürgersfrau von der Hartburg als vor etwas Unerwartetem, Unbegreiflichem förmlich zurückgeschreckt, daß ihre eigene Abneigung gegen die Heirath vor jener noch entschiedeneren der anderen Partei fast in den Wunsch umgeschlagen sei, jetzt zu protegiren, was vorher unwürdig erschienen. Prisca sowohl — obgleich diese weniger, weil ihr Schmerz um den kaum zweifelhaften Tod der Mutter zu aufrichtig war — wie Julius verstanden deren weiche Stimmung zu benutzen. Eine, wenn nicht gerade erkünstelte, doch auch nicht ohne künstlerisches Zuthun dargelegte Hinnneigung des Künstlers zu pietistischen Bedürfnissen kam sehr zu Statten. Die Lebenden rückten der Sterbenden näher; in dem

Grade, wie alles Irdische vor den erlöschenden Augen seinen Glanz verlor, machten sich die Rechte des Gefühls, der Herzen um so vernehmlicher geltend. Während der letzten Tage lag die Hand des vor wenigen Wochen als künftiger Schwiegersohn verabscheuten Malers in der Gräfin erkaltender Hand; während der letzten Lebensstunden erhob sich diese, einen Bund liebevoll zu segnen, den ihr hochfahrender Sinn auf der Reise nach Steinburg noch verfluchen wollte, und der Sterbenden Abschiedsworte lautete: „Nein, Frau Hart, Ihr Herr Sohn macht keine *Mésalliance*, wenn er Comtesse Prisca heirathet.“

Graf Gustav war eiligst an's Krankenlager beschieden worden, die Pflichten des Sohnes zu üben und den Scheidegruß seiner Mutter zu empfangen. Er war nicht wenig erstaunt über die Einigkeit, welche zwischen seinem Freunde Julius und der Gräfin herrschte. Bisher hatte er den Maler Hart wie einen unerschöpflichen Brunnen flüssigen Goldes betrachtet, ihn demgemäß gedankenlos „angepumpt,“ ohne sich weiter den Kopf zu zerbrechen, wohin das dadurch erworbene Anrecht den freigebigen Künstler endlich führen könne. Jetzt trat die Sache dem jungen Herrn plötzlich näher. Die Gräfin hatte vor ihrem Ende Prisca und Julius förmlich eingesegnet, einem verlobten Paare gleich. Am Sterbebette wagte er keinen Einspruch zu thun; sobald jedoch die Leiche beigelegt war, versuchte der Bruder sich der Schwester entgegen zu stellen gewappnet mit allem rostigen Ahnenkram und staubigem altem Eisenwerke, welches in der vergessenen

Rüstkammer des Schlosses Kahlfelda sich vorfinden ließ. Prisca zuckte spöttisch die Achseln und verwies ihn an Julius. Julius nahm seine Einwendungen freundlich auf, gab sich die Mühe, ihm auf's Breiteste auseinanderzusetzen, wie sich die Zeiten geändert, wie neue Lehren und humanere Ansichten viele verjährte Vorurtheile niedergerissen hätten; wie im Schutze fortschreitender Kultur neben der Aristokratie der Geburt sich eben so mächtige Aristokratieen des Geldes, der Intelligenz, der Wissenschaft, der Kunst hervorgethan; wie die selige Gräfin durchdrungen vom wahren, gleichmachenden Geiste der Frömmigkeit dies anerkannt; die Liebenden vereinigt habe! . . . Und nachdem er dies Alles mit steigender Beredsamkeit sehr ausführlich dargelegt, schloß er die schöne Rede mit vielen kleineren Ziffern und Zahlen, die durch das einfache, jedem Schulkinde geläufige Experiment der sogenannten „Addition“ vor Gustav's Blicken zu einer großen Summe sich in einander fügten. So viel, sagte der Maler, bist Du mir schuldig, lieber Freund; ich kann Dir's schriftlich nachweisen von Deiner eigenen Hand. An unserem Hochzeitstage empfängt der Bruder meiner Braut die kleine Handschriftsammlung zum Geschenk und zu beliebiger Vernichtung. Auch liegt es nicht in meinem Wesen, daß ich einem lustigen, lebensfrohen Schwager die Mittel vorenthalten sollte, sich seiner Jugend zu freuen. Laß' uns das alte Sprichwort im Auge behalten: Wie Du mir, so ich Dir!

Gustav, sehr wohl wissend, daß er von seiner Schwester, der geborenen Besitzerin des Lehens Kahlfelda,

abhängig sei, überlegte sich's ein Bißchen und gelangte bald zu dem Resultate: ein großmüthiger freigebiger Schwager, wie Julius Hart, sei für ihn bequemer als jeder Andere, möchte dieser Andere auch vierzehn Ahnen in aufsteigender Linie nachweisen können. Zuverlässig sei ein Schwager, der Geld in's Haus und in die Wirthschaft bringe, besser als gar keiner. Und daß Prisca nicht unversorgt bleiben würde, wenn sich etwa durch einen Prozeß Mittel fänden, sie zwischen der Befignahme ihres Weiberlebens und zwischen dem Bündnisse mit Julius wählen zu lassen, davon hielt sich der junge Graf überzeugt. Dann freilich konnten juristische Kniffe, ja es konnte sogar mächtige Fürsprache bei Hofe aufgeboten werden, für sich, den Bruder, zu erringen, was der unpassend verheiratheten Schwester freitig zu machen gelang. Dazu fehlten ihm aber die Anlagen, der innere Beruf; Gustav war nur ein eitler, verwöhnter, leichtsinniger Junge; er war Nichts weniger als Intriguant. Auch trug er so eine Ahnung von Ritterlichkeit in der Brust, die ihn zwar nicht hinderte, frivole Schulden zu machen, unerfüllbare Verbindlichkeiten einzugehen, die aber doch nicht gestattete, daß er heimliche Pläne gegen die ältere Schwester ausfinne, welche ihn stets liebevoll und nachsichtig behandelt hatte. Er sügte sich also. Die Verlobung wurde im Stillen gefeiert. Gustav kehrte nach seiner Garnison, das Brautpaar blieb, ohne Rücksicht auf das Geröde der Nachbarschaft, allein in Kahlfelda zurück.

Das war eine wonnenvolle Zeit für Prisca. In die



sanfte Wehmuth über den Tod der Verstorbenen, deren Bild, wie stets bei Abgeschiedenen, sich jezt vor den Augen der Zurückbleibenden verklärte und im Gedächtniß nur günstige Empfindungen hinterließ, mischte sich das Entzücken beglückter Leidenschaft, einer wenn auch nicht ersten Liebe, doch einer ersten, ungestörten Befriedigung, einer hingebenden Zärtlichkeit. Julius gehörte zu denjenigen Männern, die man kalt nennt, obgleich sie diese Bezeichnung nicht verdienen. Es giebt derlei Naturen, die es an sich kommen lassen; die, erfüllt und durchdrungen von anderen Lebenszwecken, so zu sagen noch keine Zeit erübrigten, sich recht zu verlieben. Sie warten ab, bis die Gluth, die sie durchglimmt, vom Hauche entgegenkommender Neigung berührt, endlich zur Flamme aufschlägt; und sehen sie dann die helle Lohe und vernehmen sie den lauten Ruf: „es brennt!“ dann rufen sie einstimmend: „Feuer! Feuer!“ aus voller Lunge. Dann sind sie nicht mehr kalt, dann werden sie heiß. So lange diese Flamme ungehindert und unbeengt zum blauen Himmel emporstieg, empfanden unsere Liebenden keine Sorge, was vielleicht über sie und ihren ungewöhnlichen, vorzeitiger Ehe ähnlichen Brautstand in schwarzen Trauerkleidern geflüstert und gelästert werden möchte. Als jedoch die Frist abgelaufen war, die kirchlicher Weihe noch entgegengestanden; als es Zeit wurde, an jene herkömmlichen Voranstalten zu denken, ohne welche nun einmal nicht geheirathet wird, da senkte sich die feurige Lohe ein wenig zu Boden und erfüllte das Rahlfelder Schloß mit Qualm und Rauch, daß den

Bewohnern schier die Thränen in's Gesicht kamen. Die erste, nächstliegende Verpflichtung erschien die Nothwendigkeit, des Bräutigams Mutter zur Hochzeit zu laden, eine Nothwendigkeit, die doppelt schwer auf Julius lastete, weil er es in leicht erklärlicher Scheu versäumt hatte, Frau Hart von der erfolgten Verlobung zu unterrichten. Er allein wagte sich auch jetzt nicht an den schwer zu stellenden Brief. Er schrieb nur den Eingang und überließ es Priëca, einen Anhang beizufügen, worin diese mit warmem Gefühle den Ergiehung eines vollen Herzens freien Lauf gönnte. Julius war entzückt davon; doch kannte er seine Mutter zu genau, um entschiedene Hoffnung darauf zu setzen. Der Erfolg war denn auch keineswegs ein günstiger, denn die Antwort lautete, in strengen ernsten Zügen, wie von der Hand eines Steinhauers gemeißelt, so:

Was ich von der Heirath meines Sohnes Julius mit dem Hochgeborenen Fräulein Priëca Gräfin Beeringsheim auf Stablhelda halte, habe ich bereits ausgesprochen, als ich der verstorbenen Frau Gräfin darüber meine Meinung sagte. Diese hat sich seitdem in Nichts verändert. Ich wünsche Glück, bitte mich aber nicht mehr mit Nachrichten von dort zu hören, sondern zu thun, als ob auch ich schon begraben wäre.

Wittwe Ernestine Hart.

Priëca war durch diese unerbittliche Kälte fast vernichtet. Den Gedanken, daß ihr Gatte von seiner Mutter auf solche Weise getrennt bleiben sollte, vermochte sie nicht zu ertragen. Ja, sie fand es unbegreiflich, wie er

so leicht über diesen Riß des Herzens hinweggehen und sich mit der Aeußerung zufrieden stellen mochte: „die Zeit werde auch hier segensreiche Wirkungen üben.“ Fast wäre sie irre geworden an ihm und ihrer Liebe! Doch er wußte sie zu beruhigen und vertröstete sie auf einen Besuch in Steinburg, der gleich nach der Hochzeit erfolgen sollte, und der gewiß die Versöhnung ausgleichend herbeiführen werde.

Nicht minder ungünstig stellten sich die Verhältnisse in der Nachbarschaft. Ueberall, wo das Brautpaar erschien, seine Einladung zum Hochzeitfeste anzubringen, mußten die Diensthoten ihre Herrschaft entweder verleugnen, oder es fand ein so abgemessener und vor lauter Höflichkeit zurückstreckender Empfang statt — sogar bei Prisca's vertrautesten Freundinnen und Gespielsinnen aus der Kindheit — daß die regelmäßig schon Tag darauf zurückerfolgenden ausweichenden Entschuldigungen, selbst bei besseren, feiner ausgesonnenen Abhaltungsgründen, deutlich genug die Absicht verrathen hätten, mit den Neuvermählten keinen Umgang weiter zu pflegen.

Der einzige Hochzeitsgast, der sich bestimmt einzustellen versprach, war Bruder Gustav, und er fügte seinem Versprechen, die eigene werthe Person betreffend, unaufgefordert noch das zweite bei: einige unermüdliche Tänzer als seine Gäste mitzubringen, worüber Prisca nicht sonderlich erfreut war, was jedoch Julius für einen Beweis brüderlicher Theilnahme erklärte und auf die Frage: Mit wem sollen sie denn tanzen? lustig erwiderte:

«Si Liebste, mit den Frauen und Töchtern Deiner Beamten! — Auf diese Hochzeitsgesellschaft, sagte Prisca kleinlaut, werden sie kaum gefaßt sein; Gustav erwartet wenigstens den kleinen Adel aus der Umgebung versammelt zu finden. — Dann kann ich nicht helfen, lachte Julius. Sie müssen vorlieb nehmen und mit Denen tanzen, die sie finden. Und Dein Bruder wird auch vorlieb nehmen; thut es doch seine Schwester, indem sie mich zum Gatten erwählt; warum sollte er die Tochter des Verwalters nicht zur Tänzerin wählen? Laßt uns fröhlich sein und dem Bettelstolze der albernen Nachbarn beweisen, daß man sie und ihre Langweile nicht nöthig hat, um Hochzeit zu machen!

Damit wurde das unerquickliche Gespräch abgebrochen.

Der einst so heiß ersehnte, jetzt mit bangem Vorgefühl (wenigstens von Seiten der Braut) erwartete Tag kam denn auch heran. Graf Gustav war mit seinen Freunden schon zum sogenannten Polterabend eingetroffen, wahrscheinlich in der Hoffnung, bei diesem bereits alle Jugendfreundinnen der Schwester zu festlichen Spielen, gereimten Glückwünschen, bunten Mummereien und Scherzen versammelt zu finden. Seine Enttäuschung war groß, als Julius ihm den Stand der Dinge unumwunden erklärte. Am liebsten hätte er Kahlfelda sogleich verlassen, der Hochzeitsfeierlichkeit den Rücken gekehrt. Doch das ging nicht. Er mußte seiner Gäste gedenken und sich bemühen, diesen Nichts von seinem Aerger zu zeigen, weil sie ihn unerbittlich verhöhnt und ausgelacht

haben würden. Er that sich also Gewalt an, zwang sich zur ausgelassensten Munterkeit und wirkte durch sein tolles Beispiel so ansteckend auf die Kameraden, daß an beiden Tagen die Grenzen der Schicklichkeit und des Anstandes überschritten wurden. Unter den zu ihrem eigenen höchsten Befremden auf's Schloß berufenen Frauen und Töchtern sämmtlicher Wirthschafts- und Forst-Beamten von Kahlfelda befanden sich unglücklicherweise nur wenige, die in der Sprache junger Herrn „passabel“ genannt werden konnten. Und diese Wenigen hatten, da ihnen die Ehre so unerwartet über den Hals gekommen, Nichts für ihre Toiletten gethan. Oder richtiger gesagt: sie hatten in der Eil' und Hast zu viel thun wollen, sich geschmacklos überpuzt und glichen mehr Vogelscheuchen als begehrenswerthen Tänzerinnen. Mit ihnen verglichen zeigte sich auch Prisca's Kammerjungfer, sowie einige hübsche Stubenmädchen und Wäscherinnen, die voll keiner Schüchternheit aus dem Vorzimmer durch die Saalthüren guckten, ungleich frischer und reizender. Gustav, dem die Kammerjungfer schon bei Lebzeiten der Gräfin Mutter weder gleichgültig noch fremd gewesen, wagte den ersten Schritt über die Thürschwelle und holte sie zum Cotillon herein. Seinem Beispiele folgten die Uebrigen. Bald mischten sich neue Elemente in die Reihen, und als die Kunde von solch' unerhörter Herablassung erst in die Räume des Souterrains gedrungen, fanden sich auch ein paar Küchenmägde ein, ähnlicher Ehren theilhaftig zu werden. Wein und Punsch thaten das ihrige. Der Tanz artete in ein wüthes Gelage aus.

Raum hatten die Neuvermählten sich zurückgezogen, so beeilten sich auch Verwalter, Schreiber und Förster sammt ihren Angehörigen das Feld zu räumen und die Tanzten, den ihrem wilden Vergnügen zu überlassen. Gustav's Gefährten, beim Erwachen aus ihrem Taumel von Beschämung erfüllt, reisten eiligst ab, ohne der Herrin des Schlosses Lebewohl zu sagen. Die Erzählungen, die sie späterhin über jenes Fest in die große Welt beförderten, trugen eben nicht dazu bei, diese mit Prisca's gewagter Heirath auszusöhnen. Der Bruder hätte sich auch gerne aus dem Staube gemacht, ohne Rechenenschaft für seine Unthaten abzulegen, aber dann hätte er die oben schon angedeutete Be- und Abrechnung mit dem Schwager versäumt, die ihm allzu wichtig war, nicht sowohl wegen der alten Schulden, welche dabei gelöscht, als vielmehr wegen neuer, die gemacht werden sollten, — dem Namen nach. Denn ein Gläubiger wie Julius konnte wohl für einen Geber gelten. An Zurückfordern und Erstaten dachten Beide nicht ernstlich. Bis also Gustav seine früheren, auf Ehrenwort ausgestellten Verschreibungen und mit ihnen eine hübsche runde Summe in Händen hielt, harrete er aus und ließ sich geduldig von seiner Schwester schelten, daß er die „Ehre des Hauses“ so leichtsinnig vergessen, sich wie sie in der Meinung der Diensthoten herabgesetzt habe. Einige Male hatte er es schon auf der Zunge, ihr zu entgegnen: sie sei es, die zuerst jene „Ehre des Hauses“ durch eine solche Verbindung und eine daraus hervorgegangene Abtrennung von ihres Gleichen geopfert hätte! — Doch der Gedanke an

die Abrechnung mit Schwager Julius machte ihn schweigen. Er ließ Alles über sich ergehen, bat ehe er abreiste sogar um Verzeihung, versprach der Kammerjungfer, die seinerwegen entlassen wurde, Protection in der Residenz, zählte die Napoleons- und resp. Louisd'ors, die Julius ihm gegeben, gelobte sich aber, da er zur Hofthüre hinausfuhr, im Stillen: nicht eher wieder zu kommen, als wenn das dringendste Bedürfniß ihn dazu treibe. In der Garnison angelangt hatte er gleich mehrere Duelle wegen boshafter Aeußerungen seiner lieben jungen Freunde über „den Ball auf dem Schlosse zu Kahlfelda,“ wo sie sich „deliciös divertirt“ und Einige gar mit der Kuhmagd getanzt haben wollten. Wie gewöhnlich kam Nichts dabei heraus, als etliche Schüsse aus alten Pistolen und ein darauf folgender Veröhnungsschmaus.

Die Zurückgebliebenen hatten dann einen anderen Zweikampf zu bestehen, der sich freilich minder blutig anließ, aber darum doch ungleich ernstlicher gemeint war. Es galt der zwischen Priëca und Julius verhandelten Frage: ob sie verpflichtet wären, auf der Hartburg sich als junges Ehepaar zu zeigen und den Segen der Mutter mündlich zu erbitten, den ihnen diese schriftlich vor-enthalten? Julius versteckte sich mit seiner Furcht vor Frau Hart hinter einer aus Zorn und Troß gewobenen Maske, die jedoch nicht so fest saß, daß Priëca unter derselben die Wahrheit nicht entdeckt hätte. Sie bestand auf der Reise nach der Hartburg. Was in unseren Kräften steht, Deine Mutter für uns zu gewinnen, sagte sie, das müssen wir in Ehrfurcht und Liebe thun. Sie

kennt mich zu wenig. Sie weiß nicht und kann nicht wissen, wie ich aus voller Seele bereit bin, ihre mütterliche Würde anzuerkennen, mich ihr durchaus zu unterwerfen. Aus meinem Munde soll sie vernehmen, wie hoch ich sie verehere. Ich will es ihr deutlich machen, daß sie in den Kreisen, denen sie mich fremd, oder denen sie mich meiner Geburt wegen abhold wähnt, keine Schwiegertochter gefunden hätte, die ihr aufrichtigere Ehrerbietung zollen würde. Sie muß mich als ihr liebes Kind auf- und annehmen! Durch Briefe läßt sich das nicht erreichen. Geschriebene Worte bleiben kalt und wirkungslos. Was lebendig vom Herzen kommt, muß lebendig zum Herzen reden. Erst wenn wir mit ihr im Reinen sind, werden wir uns glücklich fühlen.

Schon am ersten Tage nach Gustav's Abreise waren sie auf dem Wege.

---

## Achtes Kapitel.

---

Julius hatte die Absicht ausgesprochen, in Steinburg am Gasthose zum blauen Bären vorzufahren, dort Wohnung zu nehmen und von dort aus die Hartburg zu besuchen. Dawider lehnte sich seine Frau entschieden auf. Seiner wiederholten Befürchtung, die Mutter werde sie unfreundlich empfangen, vielleicht gar nicht aufnehmen wollen, stellte sie nur die Worte entgegen: das müssen wir uns gefallen lassen; was von einer Mutter kommt,



daß kommt von Gott. Aber wir dürfen ihr nicht Anlaß geben, sich über uns zu beschweren. Und das würden wir thun, wenn wir sie nicht um Aufnahme in ihrem Hause bäten. Sie hätte dann gegründete Ursache, mich des Hochmuths zu beschuldigen. Uns in's Gasthaus zu begeben, bleibt uns noch immer übrig, wenn der schlimmste Fall eintritt.

Doch dieser trat nicht ein. Im Gegentheil; Frau Hart war auf diesen Besuch vorbereitet. Denn als die Kutsche hielt, hörten die darin Sitzenden schon Trautel's Ruf durch die Halle tönen: Gestrenge Frau, sie sind da! Gleich darauf öffnete sich das Thor, und die Mutter zeigte sich auf der Schwelle. Als ob sie ihres kurzen Briefes letzte Zeilen durch die That versinnlichen wollte, stand sie bleich, kalt, starr, einer Leiche ähnlich da, die man aus ihrem Grabe aufgestört durch irgend eine Bezauberung. Ihres Sohnes zu wiederholten Malen versuchte Umarmung wehrte sie in steinerner Festigkeit mit ausgestrecktem Arme ab; Prisca wollte ihre Hand ergreifen und sie kindlich küssen; doch auch dieser Versuch mißlang, und auf Beider innigste Anreden erfolgte Nichts als eine feierliche Verneigung. Der Schwiegertochter Bitte: einige Tage in der Hartburg zubringen zu dürfen, beantwortete sie: Frau Gräfin haben zu befehlen! — Uebrigens war, wie gesagt, Alles schon vorbereitet, das neuverbundene Paar passend zu beherbergen. Darüber konnte Prisca unmöglich schweigen. Mit Thränen rief sie aus: Aber liebe Mutter, warum sind Sie so grausam gegen mich, da Sie doch, wie ich sehe, mich hier erwartet haben? Und

wenn Sie mir Ihre Thüre gütig öffnen, warum schließen Sie mir grollend ihr Herz?

Frau Gräfin, erwiderte die Alte, die äußerlichen Höflichkeiten haben Nichts zu schaffen mit den innerlichen Gefühlen. Die Leute in Steinburg brauchen nicht zu wissen, wie es mit uns steht. Deshalb nehme ich Sie auf, wie — eine Schwiegertochter; deshalb sind Sie gekommen, als ob es nicht anders sein könnte. Deshalb hab' ich mich auf Ihren Empfang vorbereitet, wie sich's ziemt. Nun haben wir beiderseits genug gethan um der Klatschmäuler willen, und dabei mag es sein Bewenden haben. Drei Tage hindurch werden wir's wohl aushalten unter einem Dache; wenigstens will ich Nichts versäumen, mich der unverdienten Ehre eines so vornehmen Besuchs würdig zu zeigen. Und dabei hatte es nun auch wirklich sein Bewenden. Frau Hart zog sich in ihr Gemach zurück. Die Eheleute wurden auf ihrem Zimmer durch Trautel bedient und mit Allem versehen, was in Steinburg aufzutreiben gewesen. Jedes Bemühen, in der Mutter Schmollwinkel einzudringen, mißlang. Anfanglich sandten sie mündliche Bitten und Bottschaften durch Trautel, die sich ihrer Sache mit ganzem Herzen annahm. Doch diese wurde von der Unerbittlichen kurzweg bedeutet, daß sie sich nach einem anderen Dienst umthun könne, wenn sie nicht aufhöre, dergleichen Zwischenträgereien zu unternehmen. Dann schrieben Beide, Julius wie Prisca, lange flehentliche Briefe an die Mutter; — aber nur, um selbige ungelesen zurück zu empfangen. Endlich machten sie sich, erst einzeln, dann Beide zugleich an ihre

Thüre, pochten leise, harrten, gaben die besten Worte, pochten stärker und mußten gar die Drohung vernehmen: Frau Hart werde ihr Haus verlassen und sich einstweilen in den „blauen Bären“ begeben, wosern man ihr keine Ruhe gönne.

Trautel litt dabei unbeschreibliche Qualen. Ihre Ehrfurcht und ihr Gehorsam konnten nicht erschüttert werden; ihrer Herrin Befehl galt ihr noch über Alles. Doch das hinderte nicht, daß auch die Betrübniß des jungen Herrn, die tiefe Trauer Prisca's (welche noch dazu eine Comtesse aus Kahlfelda und deshalb in Trautel's Augen eine Art von Wunder war) ihr zu Herzen drangen und daran nagten und bohrten, schlimmer wie eigener Gram hätte thun können. Die Ursachen dieses unerklärlichen Zermürnses vermochte die treue Magd natürlicherweise nicht zu ahnen. Sie sah in der Verbindung ihres jungen Herrn mit einer geborenen Gräfin Leeringshaus nur die größte Ehre, und den Besuch der jungen Frau sah sie als das höchste Glück an, welches der Hartburg zu Theil wurde. Was wollte denn die gestrenge Frau? Warum wies sie die Zärtlichkeit ihrer Kinder so grausam von sich? Warum benahm sie sich gegen eine so vornehme Schwiegertochter, als hätte Julius die schlechteste Wahl getroffen? Gott verzeih' mir die Sünden! seufzte Trautel im Kubstall, wenn unser junger Herr mich, mit Respect zu sagen, geheirathet hätte, schlimmer könnte sich die Gestrenge nicht anstellen! Bläßel, was sagst Du denn dazu? Denk' Dir nur, Bläßel, auf ihren eigenen Sohn ist unsere Frau zornig, der uns so schön

abgemalt hat, Dich und mich und die Andern auch? Bläßel, was meinst Du dazu?

Noch Bläßel mußte auch keine Antwort zu geben, obgleich sie dumpf brüllte und unruhig mit dem Schwanze um sich schlug, und die arme Trautel schlich dann ebenso rathlos und betrübt aus dem Stall in's Gastzimmer hinauf, als sie vorher in den Stall hinab geschlichen war. Es bildete sich zwischen ihr und Prieca binnen diesen wenigen Tagen ein Bund der Seelen, insofern dies bei so verschiedenen Personen möglich ist. Prieca erkannte Trautel's inneren Werth an dem zarten Sinn, der aus grober Umhüllung sichtbar wurde, und Trautel fühlte die Rückwirkung ihrer liebevollen Theilnahme, sie empfand, daß sie erkannt sei, sie fühlte sich dadurch gehoben und geträufelt. Sie wagte manches treuherzige Wort. Sie wagte endlich sogar die Bitte: Julius möge ihr ein Bildchen seiner Frau hinterlassen, damit sie's zu ihrem und der Bläßel Bildniß legen und alle Sonntage einmal betrachten könne, — wenn sich etwa „Ihre Gnaden die Frau Comtesse nicht schäme, in ihre Gesellschaft hinein zu gerathen.

Diese Bitte wurde auf Prieca's ausdrücklichen Wunsch erfüllt. Dann erst verließen nach dreitägigem Aufenthalt Mann und Frau der Mutter Haus, welche sich im Augenblicke des Scheidens wieder am Thore zeigte und sie eben so feierlich verabschiedete und eben so zurückhaltend, als sie beim Empfange gewesen war.

Wir haben unsere Schuldigkeit gethan, sagte Julius. Das ist ein trauriger Trost, setzte Prieca hinzu.

Frau Hart jedoch kehrte in ihr Gemach zurück und hielt sich volle vierundzwanzig Stunden darin verschlossen. Trautel durfte nicht bei ihr eindringen.

Wie sie sich wieder in der Wirthschaft zeigte, schien jegliche Erinnerung an die Anwesenheit ihrer Kinder beseitigt. Wenn Trautel darauf anspielte, stellte sich die Gebieterin, als wisse sie gar nicht, wovon die Rede sei.

---

## Neuntes Kapitel.

---

Wie richtig Julius' Mutter das Mißverhältniß und den Keim zum Unglück der zwischen ihm und der Gräfin Prißca geschlossenen Ehe richtig beurtheilt habe, davon sollte er sich schon in den ersten Monaten zu seinem Schreck überzeugen. Er war seit Jahren daran gewöhnt, viel, sehr viel Geld auszugeben, ohne je daran denken zu dürfen, daß es nicht zu viel werde; denn die Einnahmen, die ihm so reichlich zufließen, hatten immer noch die Ausgaben (sogar nach Gustav's Beihilfe) um das Doppelte überstiegen. Jetzt in Leeringshelm blieben die ersteren aus, während die letzteren um so merklicher stiegen, je angelegentlicher der „gnädige Herr“ wünschte, durch Glanz und Aufwand die Nachbarschaft anzulocken und ein „Haus zu machen, mög' es auch kosten, was es wolle! Vergebens lehnte sich Prißca dagegen auf. Vergebens machte sie ihm den eben so verständigen als aufopfernden Vorschlag: er möge den Sommer bei ihr,

welche sich nun gänzlich den Sorgen und Pflichten der Landwirthschaft zu widmen entschlossen sei, verleben, den Winter dagegen möge er abwechselnd in dieser oder jener größeren Stadt zubringen, die Früchte seines Talentes, seines Fleißes wie sonst zu ernten. Will Deine Großmuth dann nachhelfen, wo es hier fehlt, so erreichen wir doppelte Zwecke, denn unser Besitz wird hergestellt, gesichert, und Du bewahrst, sagte sie, die Heiterkeit des Gemüthes durch erfrischenden Wechsel Deines Daseins, durch aufmunternde Beschäftigung, durch steigenden Wohlstand. Gegen diesen vortrefflichen Plan, worin er den Edelmuth und die Klugheit seiner Gattin billig hätte verehren müssen, machte er die alberne Einwendung, daß es ihr, der Lehngräfin, nicht zieme, einen Portraitmaler Gatten zu nennen; daß es ihm fürder nicht zieme, den Künstler abzugeben, der des Erwerbes wegen von den Launen seiner Kunden abhängig sei; daß seine Stellung als ihr Gemahl ihn an Kahlfelda fessele, wo ihm die Pflicht obliege, die Hochachtung, welche Vorurtheile und Stolz ihm bisher versagen wollen, durch entsprechende äußerliche Mittel zu erzwingen und sich dem benachbarten Adel in jeder Beziehung gleich zu stellen. Er gab diese Erklärung mit dem Ausdruche festen, unwandelbaren Willens. Prisca mußte sich ergeben und that dies mit geduldiger Sanftmuth, obwohl mit schwer verhehltem Gram. Ihr erschien die Aussicht auf künftigen geselligen Verkehr mit Jenen, die in ihr die Jugendfreundin und Gespielin herzlos verleugnet hatten, nicht ersprießlich. Sie wußte am besten, daß eine künstlich zusammen-

geflückte Vereinigung einmal zerrissener Verhältnisse nichts Anderes mehr werden könne, als Glückwerk, möchte man es auch mit den gleißendsten Glittern behängen. Sie sehnte sich nach zurückgezogenem stillem Leben in des Hauses frommem Frieden. Nur darauf hatte sie gehofft, da sie den kühnen Schritt gethan, durch welchen sie mit der Vergangenheit völlig zu brechen entschlossen gewesen. Ihr Herz war voll Betrübniß. Ihrer Mutter Tod, seiner Mutter Groll, ihres Bruders Leichtsinns — Alles dies beugte sie. Nun fiel eine neue Last mit schwerem Drucke auf dies betrübtte Herz. Doch sie that sich Gewalt an und lächelte unter ihrer Last. Ja, sie lächelte, da die blinde Eitelkeit des auf „gute Gesellschaft“ veressenen Julius sie zwang, an seiner Seite zu stehen, wenn er mit hartnäckiger Zudringlichkeit um Gunst und Anerkennung Derer buhlte, die sich lange bitten ließen, ehe sie einwilligten. Doch was erreichen nicht zuletzt feste Ausdauer, weltmännische Gewandtheit, lebendige Unterhaltungsgabe, wenn sie im Verein mit Aufwand, Vergnügungssucht, üppiger Küche und reich gefülltem Keller wirken? Der Maler Julius Hart setzte es am Ende durch, für einen umgänglichen, annehmbaren Nachbar, für einen „charmanten Wirth,“ für einen Mann von feinem Ton gehalten zu werden. Man fand es begreiflich, daß Comtesse Leeringshaus sich seinerwegen „vergessen“ konnte, und vergaß an seiner Tafel, daß man Willens gewesen sei, es ihr nachzutragen.

Wie Gustav, seine nächste Heimsuchung der schwägerlichen Kasse in das Gewand brüderlicher Sehnsucht und

Liebe kleidend, in Kahlfelda erschien, brauchte er sich nicht mehr an Prisca's Kammerjungfer zu wenden, wenn er Lust spürte nach einer Tänzerin. Seiner Mutter Schloß war wieder zum Mittelpunkte ebenbürtiger Gesellschaft geworden, und Herr Julius Hart wußte sich sehr gut als Herr vom Hause zu benehmen. Keiner von Beiden, weder Gatte noch Bruder, fragten darnach, was in Prisca's Seele vorging. Und diese — fuhr fort zu sein, was von ihr begehrt wurde: heute die fleißige, sparsame umsichtige Hausfrau und Landwirthin, morgen die freigebige, anspruchslöse, zuvorkommende Dame; immer sanft, immer heiter, immer gehorsam dem Willen des Mannes, den sie erwählt. Stand auch dessen Betragen im Widerspruche mit ihren Wünschen und Erwartungen — dennoch stand andererseits ihr Vertrauen auf ihn allzu fest, um jemals durch einen Zweifel erschüttert zu werden, ob denn auch seine Mittel ausreichen dürften, solches Leben fortzusetzen. Die eigentliche Geldfrage war zwischen ihnen niemals zur Sprache gekommen; ihr Zartgefühl empörte sich dagegen. Er wird schon wissen, was er daran setzen darf! dachte sie, und vielleicht war es ihm nur um die Genugthuung, sich aufgenommen zu sehen in jene Kreise, welche sich anfänglich vor ihm verschlossen hielten. Vielleicht wollte er nur wiedergeben, was ich durch die Ehe mit ihm verloren; den Umgang meiner ehemaligen Freundinnen. Nun diese Absicht erreicht, nun ihm Gelegenheit vergönnt ist, die Nichtigkeit und oberflächliche Bildung dieser guten Leute kennen zu lernen, wird er sich nach und nach von ihnen zurück-



ziehen, und er wird wieder auf mich allein angewiesen sein, wie ich es ursprünglich auf ihn war, und wie ich es auch auf nichts Anderes sein will!

Ohne diese Hoffnung hätte sie schwerlich ihre äußerliche Ruhe und scheinbar zufriedene Haltung behaupten können.

Doch sie überschätzte den Mann ihrer Liebe. Sie lieb ihm, wie das die reine Neigung edler Weiber häufig thut, Eigenschaften, von denen sie selbst so innig erfüllt und durchdrungen war, daß sie den Gegenstand ihrer Wahl nicht ohne solche denken konnte. Sie war verblendet — ach, und blieb es zu ihrem, zu seinem Unglück. Rief in dieser Verblendung den Zeitpunkt vorüberfliehen, wo es vielleicht noch möglich gewesen wäre, durch ein ernstes Gespräch, durch Geltendmachung ihrer Vorrechte als Lehnsherrin dem Verderben Einhalt zu thun, welches nur zu rasch hereinbrechen sollte. Während sie noch wähnte, ihr Gemahl gebiete über unerschöpfliche Summen, wußte er es bereits am besten, daß er die Rechnung ohne Wirth gemacht. Noch hätte er umkehren können. Eine plötzliche Abreise, herbeigeführt durch irgend welchen Vorwand; ein dadurch veranlaßtes Aufhören des großen Trains im Schlosse; ein entschlossenes Wiedergreifen von Stift und Pinsel — und er war gerettet! Dort lag die Hilfe, hier lauerte der Untergang. Rechts oder Links, wohin wird er sich wenden?

Er schlug den düstern Pfad zur Linken ein; das heißt: er blieb in Kahlfelda, wo er fortfuhr den großen Herrn zu spielen. Nur in einem Punkte schien er die Voraussicht

seiner Frau bestätigen zu wollen: daß nämlich der geschäftige Müßiggang eines für seine Gäste und deren Vergnügung thätigen Festgebers nicht lange hinreichen würde, einen an Arbeit gewöhnten Mann zu befriedigen. Julius suchte die Kunst hervor, um sich als Dilettant zu üben. Er begann damit, einige interessante Köpfe jüngerer Nachbarstöchter zu porträtiren. Als davon die Rede war, wie herrlich es wäre, alle Mitglieder weit verzweigter und verbreiteter Familien durch Kopieen dieser Meisterwerke zu beglücken, gerieth er auf den Gedanken, eine Stein-druckerei im Kleinen auf Schloß Kahlfelda zu errichten. An Raum fehlte es nicht. Auch ein der Sache kundiger Arbeiter, dem Künstler aus Paris bekannt, war bald verschrieben. Mit diesem in seinem Fache ausgezeichneten Menschen kam neues Leben in Priäca's Gemahl. Spätere ihm noch nicht bekannt gewordene Vervollkommnungen und Fortschritte der Lithographie nahm er begierig auf, suchte sich aller Handgriffe selbst zu bemächtigen und gestaltete die zu Anfang jedem Schaulustigen zugängliche Werkstatt nach und nach zu einem heimlichen Laboratorium, worin er mit seinem französischen Gesellen allerlei Proben mit bunten Farbendruck und anderweitigen Erfindungen anstellte. Diese Versuche nahmen ihn endlich so sehr in Anspruch, daß er oftmals die Gesellschaft vergeblich auf ihren Wirth harren und sich erst herbeirufen ließ, um sich mit Priäca in die schweren Pflichten des „Honneurs-Machens“ zu theilen. Doch darüber klagte diese nicht. Im Gegentheil: sie pries ihn glücklich (und sich), weil er nun doch wieder einem ernst-

lichen Bestreben obliege, wovon denn auch der günstige Einfluß in seinem ganzen Wesen sich aussprach. Denn täglich heiterer, zuversichtlicher, lebensmuthiger trat er aus den Räumen seiner Arbeitszimmer. Wer irgend mit ihm in Berührung kam, mußte sich des geistigen Aufschwungs erfreuen, den neubelebte und belebende Beschäftigung ihm verlieh. Freigebiger, mildthätiger hatte sich Julius Hart niemals gezeigt, splendor waren seine Feste niemals ausgefiattet worden; — wahrscheinlich, äußerten einige seiner Gäste, steht er im Begriffe Gold zu machen! Daß sein Laboratorium wichtige, für ihn wichtige Entdeckungen einschliesse, deren Verwerthung ihm bedeutende Summen eintrage, darüber waren Alle einig. Denn Monsieur Jean, der Tausendkünstler, reiste ab und zu, ging nach Paris, brachte große Pakete und Ballen mit zurück, ging wieder und lehrte wieder, immer gleich ernsthaft, schweigsam, anspruchlos. Dieser Arbeiter ist ein wahrer Schatz für unsern Herrn, meinten die Leute im Schlosse, und Prisca war derselben Ansicht. Offenbar stand ihr Gatte mit einer französischen Kunsthandlung oder ähnlichem Geschäfte noch in Verkehr, arbeitete für dieselbe in's Geheim und empfing von dort, was ihm Wohlstand um sich her verbreiten half. Deshalb auch liefen die Rimeffen so zu sagen ruckweise ein; während in diesem Monate Ueberfluß herrschte, machte sich im nächsten manchmal eine gewisse Klemme fühlbar; doch immer nur, um baldiger Fülle zu weichen. Damit gab sich die gute Frau zufrieden. Fehlte auch ihrer Ehe das zarte Glück, auf welches sie im Vertrauen zu ihren

eigenen Gefühlen für Julius früher gerechnet; zeigte er sich bei aller Liebe und Zärtlichkeit für sie doch auch häufig zerstreut, kurz angebunden, von fremden Gedanken in Anspruch genommen, so schob sie das auf seine künstlerischen und technischen Arbeiten und Versuche, die sie preisen mußte, trotz aller Beeinträchtigung, welche ihrem ehelichen Verhältnisse daraus erwuchs. In die Unerbittlichkeit ihrer Schwiegermutter hatte sich Prisca dann zuletzt wie in ein eisernes Geschick ergeben. Und so ging es in Rahlfsda ungleich besser, als man zu Anfang hätte erwarten dürfen. Ja, die Frau stimmte dankbar ein, wenn ihr Mann zu ihr sagte: Ist es nicht so geheidter und bequemer für uns Alle, wie wenn Du hier Mutterseelen allein säßest, ich aber wer weiß wo, weit von Dir?

Es fehlte an Nichts in der Ehe, nur Kinder blieben ihr versagt. Und darüber grämte sich Prisca hauptsächlich deshalb, weil sie nicht zweifelte, Frau Hart müsse durch den Anblick eines Entels zu versöhnen sein. Ob diese Ansicht eine richtige gewesen, sich darüber durch Erfahrung zu belehren, war der vortrefflichen Frau nicht bechieden. Doch darum pries sie nicht minder die günstige Wendung der Dinge voll Dankbarkeit gegen den Himmel.

Niemand aber gab einen eifrigeren Lobpreiser dieser anfänglich so schief angesehenen Ehe ab, als Graf Gustav. Ihm war Schwager Julius das Ideal eines „Gentleman“; kein geborener Cavalier, versicherte er, könne sich nobler betragen. Solcher Versicherung stimmten willig die lustigen Genossen bei, die mit Prisca's Bruder, von

ihm freigehalten, zu schwelgen pflegten. Sie bildeten eine Clique, welche bald in der großen Stadt Aufsehen machte und durch ihr üppiges, verschwenderisches Leben hervorragte; ein böser Reumund, der jungen Leuten oft wie Ruhm klingt. Daß Gustav als der Spender ihrer wilden Freuden von ihnen (wenn auch nur scheinbar) verehrt wurde, liegt in der Erbärmlichkeit menschlicher Natur; daß er ihre Verehrung wie ein seinem Werthe gebührendes Opfer hinnahm, nicht minder. Er hielt sich für einen jungen Herrn von bedeutenden Verdiensten; die tiefen Büdlinge der Gastwirthe und Kellner, welche sein Geld einstrichen, berechtigten ihn dazu. Um so mehr, da ihm dergleichen auch von Perionen vergönnt wurde, mit denen er nicht in unmittelbare Berührung kam, die ihre Guldigungen nur dem „allgemeinen Ruße“ darbrachten. Zu diesen hatte sich in neuester Zeit ein sehr bekannter und wegen seiner Talente vielgenannter Polizeibeamter gesellt, ein Mann von verbindlichem Wesen, höchst einnehmenden Formen, in Umgang und Gespräch sehr unterhaltend, reich an guten Einfällen und unerschöpflich im Vortrage pikanter Anekdoten aus seiner Praxis. Er verstand mit einem Feten, den er für sich gewinnen, den er zutraulich machen wollte, die Sprache zu reden, die Jenem gerade geläufig war. Er wußte, als er sich Gustav näherte, auch bei diesem den leichten Ton frivoler Rückslosigkeit anzuschlagen, welcher lauten Wiederklang erweckte. Sie brachten einige fröhliche Stunden mit einander zu, wobei die besten und theuersten Weine nicht gespart wurden. Wie es zum Bezahlen kam, erbat sich

der Commissär die Erlaubniß, auch seinen Antheil beizutragen. Nicht um die Welt hätte Gustav dies zugegeben. Dem kleinen, freundschaftlichen Zwiste, der sich darüber entspann, setzte er dadurch ein Ende, daß er eine Note von fünfundzwanzig Thalern auf den Tisch warf, den Garçon bedeutend, sich davon bezahlt zu machen. Der Commissär wollte sich nicht länger weigern, unter der ausdrücklichen Bedingung, beim nächsten Zusammensein müsse die Beche auf ihn fallen. Dann aber wechselte er sich die neue, wohlconservirte Banknote ein, weil er, wie er hingeworfen äußerte, eine solche gerade brauche.

Keiner der Anwesenden sah darin etwas Auffälliges. Man trennte sich mit fröhlichen Versprechungen für das Wiedersehen am nächsten Abend.

Gustav hatte am andern Morgen noch lange nicht ausgeschlafen, als sein Bursche, ihn hastig weckend, ihm den Befehl zuraunte, sich sogleich bei'm Kommandanten einzufinden. Dort eintreffend — ohne entfernte Ahnung, was die Ursache dieser ungewöhnlichen Ordre sein könne — mußte er im Vorzimmer harren und erblickte, als endlich sein Chef die Seitenthüre öffnete, im Nebengemach mehrere Herren, unter denen er nur den neuen Freund von gestern Abend zu erkennen glaubte.

Von wem empfangen Sie das Geld zu Ihren unsinnigen Ausgaben? lautete die an ihn kurz und kräftig gestellte Anfrage.

Er beantwortete sie der Wahrheit gemäß und meinte hinzufügen zu müssen, daß er nicht mehr ausgeben, als er einnehme, und keinen Groschen Schulden habe.

Der Fünfundzwanzig-Thalerschein, womit Sie die gestrigen Verschwendungen bezahlten, kam ebenfalls von Ihrem Schwager?

Aus seinen Händen, zu Befehl; auf mein Ehrenwort. Ich habe niemals ein Darlehen aufgenommen, seitdem meine Schwester vermählt ist.

Sie melden sich für's Erste zum Arreste. — Oder nein, Herr Adjutant, nehmen Sie ihm den Degen ab und geleiten Sie ihn in's Gefängniß.

Ehe Prisca's Bruder noch im Stande gewesen, sich zu besinnen, was mit ihm vorgehe, befand er sich einsam zwischen vier Mauern und hatte nun Frist genug zu grübeln, wie und warum er dahin gelangt sei.

---

## Zehntes Kapitel.

---

Auf dem Schlosse zu Kahlfelda gab es große Festlichkeit. Herr Julius Hart feierte den Geburtstag seiner Frau. Die ganze Nachbarschaft im weitesten, ausgedehntesten Sinne war versammelt. Diejenige, zu deren Ehren solche lärmende Feier stattfand, hätte diese Ehren gern entbehrt und vielfach vorgezogen, den Tag mit ihrem Gatten ganz allein zuzubringen. Doch wie eindringlich sie ihm auch ihre bescheidenen Wünsche zu erkennen gegeben, sie hatte tauben Ohren gepredigt. Von „Alleinsein“ wollte Julius Hart Nichts mehr hören. Es war, als ob er durchaus rauschender Vergnügungen, wirbeln-

der Gesellschaft bedürftig sei. Er schob dies Bedürfniß auf den jedem lebenden, lebhaften Menschen unentbehrlichen Wechsel, ohne dessen aufreißende Kraft angestrengte, mit Zurückgezogenheit verbundene Ausdauer in arbeitsvollem Streben nicht gedacht werden könne. Wenn ich gezeichnet, Steine geschliffen, Farben gekocht, Mischungen versucht, Papiere bereitet und mit meinem langweiligen finstern Jean Tage ohne Ende hingebracht habe, da will ich denn endlich auch wieder einmal freundliche Gesichter um mich sehen. Wozu nützt mir mein Erwerb, soll ich ihn nicht genießen?

Gegen diese gerechte Behauptung ließ sich eigentlich Nichts einwenden. Sie erregte vielmehr allgemeine Zufriedenheit, nur hätte man passend gefunden, daß von den Kunstwerken des unzugänglichen Laboratoriums bisweilen auch hier Etwas sichtbar geworden wäre. Darauf hatte Julius wohl geachtet und für den Geburtstag seiner Frau ein im bunten Farbendruck ausgeführtes, allegorisches und höchst gelungenes Blatt unter seine Gäste vertheilt, welches allgemeine Bewunderung erregte.

Man war sehr froh. Nur Priëca bedauerte das Ausbleiben ihres Bruders, der wahrscheinlich keinen Urlaub erhalten. Und Julius verwunderte sich sehr, daß der Kreis-Landrath, auf dessen viele Töchter als beliebte Tänzerinnen vorzüglich gerechnet war, wider Gewohnheit so lange zögere. Als aber die Kutsche des sehnlichsten Erwarteten endlich vorfuhr, stieg Nichts von jungen Mädchen aus derselben, sondern außer dem Vater lediglich ein fremder Herr, den Niemand aus der Gegend



kannte. Der Landrath stellte diesen als einen lange nicht gesehenen Verwandten vor, der ihn in Begleitung seiner jungen Frau überrascht habe; Letztere war unpäßlich angekommen, weshalb die Damen des Hauses bei ihr bleiben mußten und sich nun vielmals entschuldigen ließen.

Allen zunächst Stehenden fiel die erzwungene, kalte Artigkeit ihres Freundes auf, der sich sonst, frei von jeglicher Amtsmiene, gegen alle Gutsbesitzer des Kreises und auch gegen Hart zufräulich, herzlich benahm. Sie schoben das auf den ihm zu Theil gewordenen Besuch und die daraus hervorgegangene Störung der Ballfreuden seiner Töchter. Er suchte so rasch wie möglich den Spielstisch auf, ohne sich mit irgend Jemand in Gespräch einzulassen; sein Gast dagegen, den er als Gast nach Kahlfelde mitgebracht, ließ sich die vertraulichere Annäherung an Julius Hart vorzüglich angelegen sein. Zwar wich er dessen Fragen, wo sie sich schon einmal im Leben begegnet sein könnten, entschieden aus, indem er bedauerte, das Glück persönlicher Bekanntschaft bisher entbehrt zu haben, wohl aber kannte und ehrte er des Meisters Künstlernamen und knüpfte an diesen die eindringlichsten Klagen, daß ein solches Talent sich der Öffentlichkeit ganz und gar entzogen habe. Daraus bildete sich nun wie von selbst der Uebergang auf die geheimnißvolle Werkstatt im Schlosse, auf deren Zweck, auf die Verbindungen mit dem Auslande, auf den Franzosen Jean, der diese vermittelte — und auf „seltsame Gerüchte“, welche des Landraths Gast hier und da vernommen haben wollte. Während er all diese Aeußerungen im Tone gleichgiltigen

Geschwäges hinwarf und sich den Anschein zu geben mußte, als lege er auf keine derselben besondern Werth, unterließ er doch nicht, den Angeredeten dabei scharf zu irritiren, gleichsam den Eindruck beobachtend, den dies oder jenes Wort auf ihn machen werde. Julius wäre gern entwischt. Mehrmals zeigte er die Ungeduld des besorgten Hausherrn, der da und dort seine Pflichten als solcher üben möchte, doch das Auge des Fremden hielt ihn fest, ließ ihn nicht los, bannte ihn förmlich. Der Gequälte konnte sich der Empfindung nicht entziehen, als stiehe er im Verhör. Und wirklich nahm das Gespräch eine ähnliche Wendung, als der Forschende mit dem Wunsche herausrückte, die geheimnißvollen Räume zu besuchen und jene daselbst geförderten Arbeiten im Entstehen zu belauschen. Dabei hielt er das Blatt, welches dem heutigen Festtage gewidmet worden, prüfend gegen die Flammen der Kerzen, lobte es ausnehmend, besüßte es an allen Ecken, hielt es wiederum gegen das Licht, wendete jedoch dabei seine Aufmerksamkeit nicht einen Augenblick von Julius ab, den er nach und nach bis in einen Winkel des Saales geredet und ihm jeden Ausweg versperrt hatte.

Plötzlich wurde der Tanz durch ein murmelndes Geräusch unterbrochen, welches von der Eingangsthür bis in jenen Winkel drang, den die Beiden inne gehabt. Ein durchaus nicht festlich gekleideter Mensch machte sich rücksichtslos Bahn durch die Tanzenden, näherte sich dem Fremden und sagte, laut genug, daß die Umstehenden es hörten: Herr Commissär, wir haben ihn sicher!

Die Musik verstummte; Todesstille herrschte im Saale.

Darauf erhob der Commissär seine Stimme: Meine Herrschaften, Herr Hart wird eine längst gehegte Neugier befriedigen; er wird uns den Weg in sein Atelier zeigen.

Der Landrath war bereits vom Spieltische aufgestanden und begab sich zu seinem Gaste. Er und dieser nahmen Julius zwischen sich, der eingedrungene Diener stellte sich dicht hinter den Letzteren. Dann setzten sie sich in Bewegung. Julius ging wie ein Träumender, sonder Widerstreben. Die ganze Gesellschaft folgte in tiefem Schweigen. Er war wie ein Leichenzug, nur daß der Begrabene nicht getragen wurde; nur daß die Leiche auf eigenen Füßen dahin schlich.

Prisca blieb allein im leeren Saale. Sie stand unter dem großen altmodischen Kronleuchter, in dessen unzähligen Krystall-Schleifereien die Flammen unzähliger Kerzen sich zitternd widerspiegeln; nach dessen Glimmer sie als kleines Kind voll Entzücken aufgeschaut, wenn ihre Eltern ausnahmsweise gestatten wollen, daß „die Comtesse eine Viertelstunde länger ausbleiben dürfe,“ um den Gesellschaftssaal in voller Beleuchtung zu sehen. Das Kind hatte damals nicht begriffen, wie so viel Pracht und Glanz dort oben an der Decke an einem dünnen Seidenbände (denn mit einem solchen war die eiserne Stange, welche die Last hielt, umwunden) schweben könne, ohne herabzufallen. Keiner anderen Erinnerung aus der Kinderzeit, als eben nur

dieser, keines anderen Gedankens überhaupt war die unglückliche Frau fähig, als dieses einzigen. Sie sagte nur: wird denn die Krone nicht herabstürzen? wird denn die ganze Decke nicht einbrechen, mich und Alles zerschmettern?

Aber die Krone hing fest, wie ehemals; die Lichter brannten hell, zurückgepiegelt von Glas und Gold, die Decke des massiven Baues wölbte sich wie für die Ewigkeit, und Priäca lauerte vergeblich auf irgend ein fürchterbares Ereigniß, welches so barmherzig wäre, ihrem Leben ein Ende zu machen, bevor sie noch aus dumpfer Betäubung erwachte, bevor sie noch zur klaren Anschauung dessen gelangte, was in ihrem Hause geschehen sei und jetzt eben geschehe!

Vergeblich! die Betäubung verlor sich, sie vermochte zu denken; sie mußte denken; sie konnte es nicht länger unterdrücken, und sie sah deutlich in die Vergangenheit, sie übersah den ganzen Zusammenhang; sie wußte wie durch einen Zauberschlag das große fürchterliche Geheimniß, die Lösung aller sie umgebenden Räthsel: sie war verloren, rettungslos verloren: Glück, Liebe, Hoffnung, Ehre, Alles, Alles dahin! Doch Eines blieb: die Pflicht! die Pflicht des frommen Weibes!

Jetzt war die Zeit angebrochen, wo jene pietistische Richtung, durch ihre verstorbene Mutter, durch Einflüsse in der Residenz ihr mitgetheilt, sich als bloße Heuchelei darstellen oder, durch demüthigen Glauben gestählt, ihr im tiefsten Elend Kraft, Ruhe und Trost gewähren sollte.

Prisca schwankte keinen Augenblick. Ihr eigenes Geschick kam bei ihr nicht zur Frage; nur in so fern gedachte sie ihrer selbst, als sie, in die Zukunft ihres Gatten verflochten, Nichts unversucht lassen durfte, wodurch er gerettet, oder wodurch doch seine Lage verbessert werden könnte. Nur darin bestand jetzt die Aufgabe, der Zweck ihres Daseins. Was er verbrochen, was er verschuldet, geht mich Nichts an. Darüber haben Andere zu richten und zu urtheilen. Mag er in ihrer Meinung sein und werden, was es immer sei — mir bleibt er der geliebte Mann; ich bleibe ihm das getreue Weib; getreu bis in den Tod, ja was noch mehr heißt, in die Schande! Von Allem, was über ihn verhängt ist, gebührt mir meine Hälfte. Ihn verleugnen hieße mich selbst verleugnen! Für ihn wirken, so weit meine Macht eben reicht! Mit ihm tragen, was ich nicht von ihm abwenden kann. Mit ihm dulden, so lange er duldet. Ihn lieben, so lange ich lebe! Seinen Namen führen vor den Menschen ohne falsche Scham; seine Sache führen vor Gott, als wär's die meine, ja, das will ich!

Schon rollten einzelne Wagen aus dem Schloßhofe. Die Gäste beeilten sich, dem Ort der Schmach zu entfliehen. Nach Prisca fragte Niemand.

Sie stand unbeweglich unter ihrem Kronleuchter, dem Geräusche aufmerksam lauschend, welches draußen stärker und schwächer wurde, je nachdem dieser oder jener Vorgang es anregte.

Sie empfand, daß es unpassend sei, sich mit nutzlosen Bitten oder lauten Ausbrüchen des Schmerzes

und der Beßlage zwischen Julius und die bewaffnete Macht, die auf Befehl des Landrathes und des Commissärs eingestritten war, zu werfen. Unpassend und unnütz.

Hier konnte Nichts geschehen, als was durch Amtspflicht streng vorgeschrieben stand, und das Erscheinen der jammernden Gattin hätte dem alten Freunde ihres Hauses, dem Landrathe, seine Pflichterfüllung nur schwerer gemacht. Eben so würde Julius in diesen ersten fürchterlichsten Momenten seines Erweckwerdens aus grauenhafter Verblendung zur furchtbaren Wirklichkeit für sie, für ihre Theilnahme, für ihre aufopfernde Liebe und Bereitwilligkeit kein Auge gehabt haben. Das begriff sie, das sagte sie sich in die Seele des Unglücklichen. Jetzt bewältigen ihn Schreck, Angst, Wuth, Verzweiflung. Jetzt ist noch keine Zeit für mich. Erst wenn die Reue ihn besiegt, wird er sich nach mir sehnen — und dann wird Gott mir Mittel geben, daß ich den Weg zu seinem Kerker finde. Bis dahin . . . .

Und sie wankte nicht und wich nicht aus dem öden, großen hellbeleuchteten Saale!

Schon längst hörte sie keinen Wagen mehr rollen. Schon längst hatte sich das Gewühl der (ohne Lebewohl) Scheidenden auf den Vorfluren verloren. Jeder Kutische hatte sie nachgerufen: Fahrt hin auf Nimmerwiedersehen! Nun war draußen Alles still geworden. Nur bisweisen hörte sie noch schwere Tritte auf und ab durch die Gänge hallen; Tritte, die wohl von Gästen herrührten — aber von ungebetenen. Sie waren, diese

Gäste, wie sie unter einander scherzten, ohne Einladung bei'm Balle erschienen, doch nicht, um mitzutanzten, außer etwa den letzten Tanz, was man den „Rehraus“ zu nennen pflegt. Den tanzten sie in der That; sie räumten bei Julius jeden Winkel aus, kehrten jedes Blättchen um, und was nur im geringsten für einen Beweis gegen ihn brauchbar zu werden verhieß, wurde mit auf den großen Wagen gepackt, der die Werkzeuge seines verbrecherischen Kunstfleißes fortzuschaffen bestimmt war. Zu diesen gehörte auch das wichtigste, lebendige, welches Menschengestalt und Sprache führte, sein Lehrer, sein Verlocker Jean. Dieser saß bereits, wohl gefesselt, sicher bewacht, unter den leblosen Maschinen stumm und leblos wie jene, als ob er selbst nichts Anderes, als ob auch er ein künstlich gemachtes Werkzeug des Teufels sei, welches dieser in müßigen Stunden wirklichen Menschen nachgebildet.

Die Anstalten waren so gut getroffen, wurden unter des Commissärs Leitung so zweckmäßig durchgeführt, daß der Landrath, der eben nur als schweigende Autorität kummervoll dabei stand und sich keinesweges dazu drängte, selbstthätig einzugreifen, über die Umsicht erstaunte, welche da vorwaltete. Es bedünkte ihm, wie wenn der Ruf, welcher jenem Polizeibeamten voranging, noch zu wenig von ihm gesagt hätte und von seiner furchtbaren Virtuosität im Auffinden, Kombiniren, Ergreifen, Festhalten. Er ließ gewähren, wie seines Amtes war, fand jedoch daneben mit diesem Amte verträglich, einen dem Gesetze Verfallenen mit Milde zu behandeln,

ihm von Prisca zu sprechen, zu fragen, was dieser gesagt werden solle, was für sie geschehen könne und dürfe.

Julius erwiderte resignirt: Sie weiß von Nichts; meine entehrende Bestrafung wird sie von jeder Pflicht für mich frei machen. Möge sie mich vergessen und glücklich sein. Ich bin todt für sie, wie ich bürgerlich todt bin. Bringen Sie ihr die letzten Grüße des Sterbenden, seine Bitten um Verzeihung. Ich will sie nicht mehr sehen. Ich bin überzeugt, daß ich durch diese Entsagung ihren Wünschen zuvorkomme.

Dies ausgesprochen, folgte er gehorsam seinen Wächtern, und der düstere kleine Trauerzug verlor sich in zweifelhaften Schatten anbrechender Morgendämmerung.

Der Landrath fand die Lehnstfrau noch einsam im Tanzsaale. Sie stand nicht mehr starr und unbeweglich unter dem Kronleuchter. Sie lehnte bleich, wie eine plötzlich Gestorbene, von der über ihren Tod erschreckten, entflohenen, wilden Schaar Vergeßene, an der Mauer, in deren Winkel Julius ergriffen worden war.

Was wollen Sie beginnen, Prisca? fragte der alte Hausfreund herzlich.

Ich nachreisen, sagte sie, heute noch; jetzt gleich!

---



## Elftes Kapitel.

Was auf dem Schlosse Kahlfelda und dann später in der Residenz sich zugetragen, dringt natürlicherweise nach und nach als Gerücht von Ort zu Ort und erreicht auch Steinburg. Wie alle Gerüchte, findet es dort den fruchtbarsten Boden, wo der Unglückliche daheim ist, den es betrifft. Nirgend erzählten sich die Leute so furchtbare Dinge mit so fabelhaften Uebertreibungen, als sie sich in Steinburg erzählten von Julius Hart, von Prisca seiner Gattin, vom Schlosse Kahlfelda und von der Fälschmünzer-Bande, welche unter Anführung eines Ausländers in den Kellern daselbst ihr Wesen getrieben. Alle Märchen, Sagen, Geschichten, die nur jemals von ähnlichen Dingen gehandelt, schmolzen im Munde der Steinburger zu einer einzigen riesenhaften Fabel zusammen, deren Held und Träger ihr armer Landsmann blieb. Ueber den Ausgang waren sie verschiedener Ansicht; jede Versammlung, jede Abendstizung im blauen Bären spaltete sich zu zwei Parteien. Die eine erwartete von Tag zu Tag, daß Julius sammt einem halben Hundert von Fälschern, Räubern, Mördern hingerichtet werde; die andere ließ ihn Wachen, Kerkermeister, ja höhere Diener des Gesetzes bestochen haben und mit unermesslichen Schätzen glücklich entkommen sein. Beseitigen wir, was von diesem Gerede Fabelci und Faselci ist, und halten wir uns an die leider noch immer sehr traurige Wahrheit, so ergibt sich Folgendes:

Julius hat nicht den kleinsten Versuch gemacht, die gegen ihn gerichtete Untersuchung irre zu leiten oder nur um einen Tag zu verzögern. Er hat ein offenes, unumwundenes Geständniß abgelegt. Er hat dabei keinen Werth auf den Umstand gelegt, daß er durch seinen aus Frankreich vertriebenen Gehilfen verlockt, daß die Idee, falsche Papiere zu machen, in dessen Kopie entsprungen, von diesem zuerst versucht und ausgeführt worden sei. Er hat vielmehr zu Protokoll gegeben, daß Jean solche verbrecherische Proben unfehlbar eingestellt und Nichts mehr davon erwähnt haben würde, hätte nicht das bereitwilligste Entgegenkommen ihn ermuntert. Auch nahm Julius die Schuld des schlaun Entwurfs, den größten Theil der von ihnen gefertigten Banknoten durch Jean außer Landes anbringen zu lassen, ganz allein auf sich. Wie denn die Schuld auf beiden Seiten gleich schien, wurde auch die Strafe zu beiden Theilen gleich gemessen. Jeder wurde zu zwanzig Jahren schwerer Kerkerhaft verurtheilt.

Priëca führte seit der ersten Stunde ihrer Ankunft in der Stadt die Existenz einer unermüdblichen Supplikantin. Sie war zu finden vor allen Thüren, in allen Vorzimmern, auf allen Treppen der Häuser und Paläste, wo Menschen wohnten, welche mittelbar oder unmittelbar auf den Gang des Processes nur irgend Einfluß üben konnten. Sie nahm Abweisungen, Tadel, Unhöflichkeiten, zuletzt Mißhandlungen demüthig hin und kam dennoch wieder. Sie erschöpfte die Geduld derer, die

Mitleid für ihren Schmerz, Hochachtung für ihre Treue zeigten, ließ sich fortjagen, drang wieder ein und gewann die Männer des Gesetzes abermals, daß sie ihr wenigstens freundlichen Trost zu spenden suchten.

Als das Urtheil in letzter Instanz gesprochen war, schlug sie den Weg der Gnadengesuche ein; sie benutzte auf demselben alle Verbindungen, in denen ihre selige Mutter gestanden, wobei sie die nämliche unerschütterliche Ausdauer bewährte, die man bisher an ihr bewundert. Wie ihr erst einleuchtete, daß an Begnadigung nicht zu denken sei, daß auch ihre Bitte, dem Verbrecher die Auswanderung in fremde Welttheile zu gestatten, verworfen werden müsse; da legte sie es auf die Vergünstigung an, sein Gefängniß mit ihm theilen zu dürfen. Die Eingaben, die sie allerhöchsten Ortes zur Rechtfertigung dieser Gunst vorlegte, durften für Meisterstücke weiblicher Beredsamkeit gelten. Was nur christlich und menschlich über die Heiligkeit der Ehe, über die Pflicht des Weibes, dem Mann in Tod und Noth, in Schande, Schmach und Buße zu folgen, gesagt werden kann, das entwickelte sie in diesen Abhandlungen. Man bewunderte die Schärfe ihres Verstandes, die Wärme ihres Gefühls, den Edelmuth ihres Herzens; — doch man suchte die Achsel, und dabei hatte es sein Bewenden. Noch wagte sie das Aeußerste. Sie errang — halb durch List, halb durch Gewalt, eine persönliche Audienz. In dieser endlich überzeugte sie sich, daß hier Nichts zu erreichen sei; daß Staats Einrichtungen in gewissen Fällen auch einem

gebietenden Herrscher gebieten und ihn beherrschen. Als sie darüber mild, aber entschieden belehrt worden, streckte sie die Waffen. Sie fand sich in das Unabänderliche ohne Murren, ohne Beklagen, ohne Jammergeschrei. Eine Pflicht war erfüllt; die Gattin hatte das Ihrige gethan, jetzt trat die Schwester in ihre Rechte.

Daß ihr Bruder, mochte er frei von jeder Mitschuld bleiben, nicht länger dienen konnte, das sah Prisca deutlich ein. War er doch in diese unehrenhafte Geschichte verwickelt; hatte er doch von den Unterstützungen eines Fälschers gelebt und geschwelgt. Für ihn zu sorgen, ihn vor Mangel zu schützen, bevor sie „der Welt völlig entsagte,“ war ihre Aufgabe. Sie arbeitete darauf hin, daß durch einen — wenn auch nicht Nachspruch, doch einen — Gnadenakt ihr Weiberlehn als solches aufgehoben, in Gustav's Besitz gelange. Hier fand sie offene Thüren und Herzen. Dieselben Menschen, die sie unerbittlich, oft hart zurückweisen mußten, da sie für ihren Gemahl das Unmögliche ersuchte, beeilten sich, ihr bei Erreichung des Möglichen förderlich und dienstbar zu sein. Einer oder der Andere gab ihr zwar zu bedenken, daß sie sich dadurch von der Großmuth eines jungen, leichtfertigen Verschwenders abhängig mache; daß sie ihre eigene Zukunft gefährde! Doch wenn sie darauf zuversichtlich entgegnete: für sie sei gesorgt! so wädhnten die wohlmeinenden Warner, sie möge aus dem großen Schiffbruche wohl Etwas gerettet haben, und ohne weiter nachzuforschen, bedeckten sie diesen allerdings bedenklichen Umstand mit dem Mantel der Nachsicht.

Gustas wurde Inhaber der in ein Männerlehen umgewandelten Herrschaft Kahljelda.

So wie die Gewißheit da war, verschwand Prisca vom Schauplatz. Keines Menschen Auge sah sie mehr. Ihr Name wurde in der Residenz genannt als der einer Verschollenen. Manche behaupteten, sie habe Europa verlassen. Manche flüßerten sich in's Ohr: sie hat sich vergiftet. — Sie war todt und bald vergessen.

Was in Steinburg über ihr Ende gesagt worden, bin ich nicht im Stande genau anzugeben. Schwerlich begnügte sich das Gerücht mit dem Vergiften; gewiß wucherte es auch, die Arme betreffend, in den seltsamsten, üppigsten Verschlingungen seines phantastischen Buchses.

Trautel, die getreue Magd, konnte schwerlich unwissend bleiben in den Begebenheiten und Erfindungen, die den Wochenmarkt überflutheten, plätscherndem Regen gleich, die wie kleine Bäche in alle Häuser drangen, um stärker angeschwollen, von neuen Zügen genährt, wieder auf die Gasse zu rinnen. Sie hörte Alles; sie glaubte auch — wenn nicht Alles — doch Vieles von dem, was sie hörte; ihr bißchen Verstand überzeugte sie, daß etwas Entsetzliches geschehen sein müsse, möge man noch so viel des Entsetzlichen auf Rechnung bochhafter oder alberner Zügnier schreiben. Sie glaubte und litt — aber sie schwieg. Frau Hart hatte ihr einmal untersagt, über Julius und Prisca zu reden, deren Namen zu nennen. Trautel war gehorsam. Sie litt und schwieg. Sie klagte es nur der Blässel, weinte sich im Kuchstall aus und hat jeden Morgen und jeden Abend den lieben Hefkei, Kriminalgeschichten. V. 7

Gott: Er möge nur verhindern, daß ihre gestrenge Frau Etwas von der Schande erführe, die über „unseren jungen Herrn“ gekommen sei.

Und zum Erstaunen war es allerdings; die wenigen Personen, welche mit Frau Hart etwa, wenn auch noch so selten, in Berührung kamen, hegten eine heilige Scheu, mochten sie auch draußen noch so redselig sein, innerhalb der Hartburg. Niemand wagte der Mutter gegenüber die leiseste Anspielung auf den Sohn. Sein Geschick war bereits entschieden, und noch nicht ein Mund hatte den Namen Julius genannt vor ihr!

Woher denn weiß sie, daß er versunken ist aus den heiteren Reichen der am Tage einherwandelnden Menschheit in den finsternen Abgrund ehrloser Kerker Nacht, wo Ketten klirren? Woher weiß sie, daß der Sohn ihrer Liebe als Verbrecher verflümmert, daß die Hand des freien Künstlers gefesselt ist? Wer hat ihr denn das schauerliche Geheimniß zugerannt, wenn keines Menschen Zunge es wagte? und doch ist es nicht anders; sie muß Kenntniß haben davon. Denn sie ist gebrochen in ihrer Kraft; sie hält sich nur mit Mühe aufrecht vorder Magd, vor den Arbeitern, vor anderen Zeugen. So wie sie allein ist, sinkt sie zusammen, die starke Frau saßt mit beiden Händen ihr graues Haar und stöhnt furchtbare Seufzer aus, die klagend das alte Gemäuer durchziehen. Sie nimmt den Flor herab, der ihres Sohnes Bildniß verhüllte, seitdem er sich wider ihren Willen verheirathet, spricht mit dem Bilde, erhebt die geballten

Käufte, ihm drohend. Was hast Du begonnen! Dann wirfst sie sich auf die Knie vor ihm und schluchzt: Mein Julius, mein Sohn, mein Einziger! —

O, sie muß Etwas wissen.

Wer es ihr gesagt? Wer denn sonst, als das Schweigen derer, die mit ihr sprachen.

Zuerst Trautel's Gram. Wie fest die redliche Magd ihre Zunge gehalten, ihrem dummen treuherrigen Gesicht vermochte sie nicht zu gebieten. Da sprach aus jeder Falte ein unbeschreibliches Glend; was so lange gehorsame Ehrfurcht für Frau Hart gewesen, nahm sich nun wie Erbarmen mit ihr aus. Das, wie gesagt, machte die gestrenge Frau zuerst flüchtig. Für sich hat Trautel keinen Kummer; und wenn sie ihn hätte, entdeckte sie sich mir; um andere Menschen bekümmert sie sich nicht; es kann nur mir gelten, — oder denen in Kahlfelda, — oder mir und ihnen! Der alte Kummer über unsere Trennung ist es nicht mehr, den hat sie verwunden und gewöhnt. Es ist was Neues; es ist ein Unglück! — So schloß Frau Hart und lauschte seitdem auf die Aeußerungen fremder Menschen, welche sie sich mit Absicht einige Male näher kommen ließ. Als diese, Einer wie der Andere, bestimmt vermieden, von Julius, von dessen Gemahlin, von Kahlfelda nur entfernte Erwähnung zu thun, da stand es bei ihr fest: Nicht ein Unglücksfall, den bespricht man mittheilig; nein, eine Schmach, die man zu nennen nicht wagt!

Worin diese auf die Mutter zurückfallende Schmach

eines Sohnes bestehen könne, mußte sie nicht; jann auch weiter nicht darüber. War es nicht gleichviel, welcher Paragraph des Gesetzes ihn traf, und sie durch ihn?

Daß er ein Verbrechen begangen, mußte sie, doch gesagt hatte ihr's Keiner!

Und nun begannen die Qualen der Reue, des gebeugten Stolzes, der gebrochenen Strenge. Nun überhäufte sich die einsame Frau mit schweren Selbstanklagen: Wär' ich nicht verschlossen geblieben gegen Prisca und ihn, taub für ihre Bitten, hätt' ich mich dem unflugen Bunde versöhnen lassen, ihnen mit Rath und That mütterlich zur Seite gestanden; . . . vielleicht würde ihn meine Nähe zurückgehalten, gerettet haben von dem Verderben, das ich jetzt ahne. Nein, nicht vielleicht; nein, gewiß, gewiß!

Und wiederum kniete sie vor seinem Bildniß, bekannte sich schuldig, schluchzte, erhob sich dann, trocknete ihre Zähren, gebot ihren Qualen Stillschweigen, sagte heftig: Wie konnt' ich verlieren, was ich nicht mehr besaß? Mein Sohn hat sich von mir gewendet um des Weibes willen; was geht mich der Fremde an?

Und sie verhängte das Bild, und verbarg ihre Schmerzen mit riesenhafter Selbstbeherrschung.

Eines Abends kam Frau Hart in den Stall, nach Blässel zu sehen, die traurig stand, keine Milch mehr gab, weil sie nicht fressen wollte.

Trautel war nicht allein im Stall. Ein unbekanntes Frauenzimmer saß neben ihr auf einem Eschmel, und Beide flüsterten in der Dunkelheit.



Frau Hart fragte nicht: Was giebt's? Wer ist bei Dir? wie sonst wohl ihre Art gewesen wäre. Frau Hart zitterte vom Kopf zu den Füßen hinab, als sie die leise Stimme vernahm. Es war, als wollte sie sich den Reiden nähern. Schon bedeutete Trautel furchsam die Fremde, ihr Schweigen zu gebieten. . . . Doch die gestrenge Frau wendete sich plötzlich ab und verließ den Stall stumm, wie sie gekommen.

Sogleich murmelte Zene weiter fort:

Meinst Du, Trautel, daß sie mich bemerkte?

Sie bemerkt Alles, Nichts entgeht ihr!

Warum hat sie nicht gefragt? und nicht angetrebet?

Sie hat errathen, wer Sie sind.

Du glaubst?

Wer säße denn sonst bei mir im Stalle; wenn es nicht die Frau unseres unglücklichen jungen Herrn thäte?

So wird sie mich nicht fortschicken?

Das weiß der liebe Gott allein.

Aber Du willst meine Bitte erfüllen?

Muß ich nicht? 's kommt mir wohl erbärmlich schwer an, daß ich wegziehen soll aus der Hartburg.

„Trautel, Du räumst den Platz nur derjenigen, die ein Recht hat, ihn einzunehmen. Du hast's gesagt: Wer sollte sonst in diesem Stalle sitzen, wenn nicht die Frau Eures unglücklichen jungen Herrn? Gehe! gehe! treues Herz, und laß mich mit ihr allein. Laß mich ihre Magd sein, daß ich dienend um ihre Liebe ringe; daß ich streite mit ihrem bitteren Groll; daß ich durch fromme Demuth

ſie rühre, ſie tröſte. Für uns zwei, für ſeine Mutter, für ſein Weib giebt es nur einen Troſt; den bring' ich ihr.

Da werd' ich halt gehen, wie Sie's verlangen. Thue ich Unrecht, mögen Sie's im Himmel verantworten. Sie ſind geſcheidter wie ich, Sie müſſen wiſſen, was ſie von der Trautel verlangen dürfen. Ja, bleiben Sie bei ihr! Pflegen Sie die alte Frau. Mich läßt ſie nicht an ſich. Ach, und ſie wird gute Pflege brauchen. Es nimmt ſie ſchrecklich mit; ja, ja, ſie wird Pflege brauchen. Und meine Bläſſel auch. Trautel umſchlang den Hals ihrer liebſten Kuh; weinend nahm ſie Abſchied von ihr.

Dann ſchloß ſie ihren Handel mit Priäca, überließ ihr Kleider, wie eine Magd ſie trägt, empfahl ihr noch einmal „die alte Kuh, die alte Frau, alles Vieh überhaupt in der Hartburg.“

Dann ſchied ſie.

---

## Zwölftes Kapitel.

---

Auf dem Steinburger Wochenmarke verurſachte es nicht geringes Aufſehen, daß Frau Hart ihre Magd mit einer neuen vertauſcht hatte. Zwar nannte ſich dieſe ebenfalls Trautel, trug faſt die nämliche Kleidung wie Jene, ſuchte jede ihrer Handlungen und Bewegungen nachzuahmen und gab nirgend den geringſten Anlaß zur

Klage. Aber die Steinburgerinnen schüttelten dennoch die Köpfe, steckten sie zusammen, schüttelten sie wieder und blieben dabei: dieser unerwartete Dienstbotenwechsel in der Hartburg müsse nothwendig in Verbindung stehen mit der großen Fälschmünzer-Geschichte zu Stahlfelda. Wie und auf welche Weise, ergründeten sie nicht. Denn der Trautel Nachfolgerin war durchaus nicht geeignet, Argwohn einzusäen. Sie zeigte sich weder vorlaut noch verzagt, weder geschwätzig noch „maulfaul,“ weder lustig noch traurig, weder zudringlich noch unumgänglich. Sie verrichtete ohne unnütze Worte, was ihr oblag, hielt sich an keinem Orte länger auf, als nothwendig, beantwortete jede ihr gestellte Frage bescheiden, wick aber der oft wiederkehrenden Hauptfrage: wie sie nach der Hartburg gelangt, und was aus ihrer Vorgängerin geworden? eben so geschickt als entschieden mit der Versicherung aus: die vorige Trautel habe einen braven Mann geheirathet, und da selbiger zu ihrer (der jetzigen Trautel) „Freundschaft“ gehöre, so habe dieser sie hierher anempfohlen.

Das kann unser Eine nun glauben, meinten die Steinburgerinnen, oder man braucht es auch nicht zu glauben.

Frau Hart mußte es doch geglaubt haben, oder sie muß es haben glauben wollen.

Als am Morgen nach jenem Gespräche im Kuhstall die neue Magd vor ihr erschien, mit der bestimmten Erklärung: Trautel ist einem Rufe nach ihrer Heimath gefolgt, und ich bin an ihre Stelle getreten, wenn die

gestrenge Frau Nichts dagegen hätte. . . . da maß Frau Hart mit festen Blicken die Sprechende: Wie heißt Du?

Ebenfalls Trautel, mit Erlaubniß, und übernehme der Andern Dienst mit Freuden. Was sie verrichtet hat, werd' ich auch verrichten, eben so willig, eben so fleißig, mit Gottes Hilfe eben so gut.

Wo kommst Du her? hast Du noch — Angehörige?

Auf Erden hab' ich Niemand und keine Verpflichtung weiter, wie meinen neuen Dienst, wenn die gestrenge Frau mich behält.

So bleibe; wir wollen's versuchen!

Weiter hatten sie Nichts mit einander geredet. Wozu auch? Sie hatten sich verstanden.

Frau Hart wußte nun, daß ihres Sohnes Geschick entschieden, daß er für immer, oder doch für die noch mögliche Dauer ihres Lebens der Gemeinschaft mit Menschen entrückt, daß er moralisch todt sei; wußte nun, daß Prieca für ihn büßen, der alten Mutter leben, sich vielmehr mit ihr lebendig begraben wollte. Sie nahm das hin wie eine nothwendige Consequenz, ohne sonderliche Anerkennung. War es ja doch möglich, daß die „zärtliche Comtesse," die einen Sohn seiner Mutter abwendig gemacht, nicht ohne Mitschuld an seinem Verbrechen gewesen, daß sie der Strafe entgangen, sich nun selbst bestrafen wollte.

Mag sie's haben! dachte Frau Hart — und Alles war gesagt.

Und nun begann ein Dasein für diese beiden Frauen, gegen dessen Qualen keine Hölle aufkommen konnte.

Nur daß Priſca weniger duldete, weil ihr Herz voll demüthiger Liebe war; daß die Mutter, wie billig, mehr duldete, weil ſie ſich in Groll und Haß abſichtlich verhärtete. Was Gram, Trauer, Schmerz heißt, that ſie ungeſehen, unbelauſcht in ihren vier Wänden ab. Draußen blieb ſie kalt, ſtreng, unfreundlich. Priſca hörte freilich kein böſes Wort von ihr, — denn ſie gab zum leiſeſten Tadel nicht Anlaß — aber ſie vernahm auch kein herzlichſes, wohlwollendes. Sie arbeitete nicht wie eine Magd, ſondern wie eine Eclarin; ſie hing an den Mienen ihrer Gebieterin, wie der abgerichtete Hund ſeines Führers Willen erräth. Sie ſlog bei jedem Wink, ſie gehorchte jedem Taut, ſie war immer bereit, immer unterwürfig, immer zufrieden. Doch niemals verſuchte ſie eine Annäherung, niemals wagte ſie die Grenze auch nur ein Haar breit zu überſchreiten, die Frau Hart zwifchen ſich und ihr aufrecht hielt. Und wenn ein Engel, von Oben herabgeſendet, als unſichtbarer Zeuge dieſes Stillleben beobachten durfte, ſo mag er ſich wohl gefragt haben: was iſt erſtaunlicher, die himmliſche Ausdauer der Einen, die fürchtbare Feſtigkeit der Andern?

So verging ein ganzes langes Jahr, und noch hatte die Mutter nicht nach ihrem Sohne gefragt, noch hatte die Tochter ſich nicht erkühnt, von dem ſiets geliebten Gatten zu reden.

Da kam ein Ereigniß von Außen, welches Priſca mit einigen Hoffnungen ſchmeichelte. Es wurde durch amtliche Vermittlungen ein Schreiben an Frau Hart beſördert, von einem Gefangenen herrührend, dem zur Be-

lohnung musterhaften Benehmens im Kerker die Begünstigung erteilt worden, an die Seinigen etliche Zeilen zu richten. Dies meldete der Director einer entfernten Strafanstalt und legte zwei Blätter bei, das eine „An meine Mutter!“ das andere „An meine Frau!“ überschrieben; beide mit „Julius“ unterzeichnet. Ueber den Inhalt des Ersteren erfahren wir Nichts. Die Empfängerin hat es ungelesen vernichtet. Das Zweite, unentfaltet wie es einlag, befand sich in Prisca's Kammer; als diese an einem Sonntagsabende ihre Bibel aufschlug, entdeckte sie es.

Wo soll mein Gruß Dich suchen, Prisca, wenn nicht bei meiner Mutter? Ich weiß, Du bist bei ihr. Ich weiß, Du weinst mit ihr. Ich weiß, Ihr trauert vereint, Ihr tragt gemeinschaftlich die Schande, die ich über Eure Häupter gebracht. Sie hat den Fluch von Dir genommen und segnet Dich. Mir gebührt weder Segen noch Liebe. Ich flehe nur um Erbarmen, hier wie jenseits!

Julius.

Prisca ließ einige Tage verstreichen. erwartend und hoffend, die Mutter werde nun endlich ihr Schweigen brechen. Vergebens! Frau Hart erwähnte Nichts von der düstern Botschaft. Einmal nahm Prisca ihr Briefchen aus dem Brusttuche und durchlas es, ließ es dann frei liegen, daß Jene es sehen mußte. — Vergebens. Auch diese Hoffnung schlug fehl. Das verschlossene Mutterherz öffnete sich nicht. Alles blieb beim Alten.

Nur einmal zeigte die Herrin der Hartburg eine Regung, als wär's möglich, daß ihr doch eine Aeußerung

entschlüpfen wolle, woran die Magd sich halten könne, und woraus sich ein Zwiegespräch folgern ließe. Dies geschah, wie Bläßel, die alte Kuh, nach langem Sieden und Hinwelken endlich fiel. Das Thier gab schon längst keine Milch mehr, stand nutzlos im Stalle, durste aber Nichts entbehren und wurde langsam zu Tode gefüttert. Da sie todt war, ging ihre Wärterin dreisten Schrittes zur gestrengen Frau und überraschte diese vor des Sohnes Bildniß. Frau Hart schob die Eindringende zur Stubenthür hinaus, daß sie kaum ihre Meldung über die Rippen brachte, ergriffen, wie sie war, von dem unerwarteten Anblick. Die Nachricht von Bläßel's Tode entwarfnete die alte Frau, die zornig gewesen über die Störung und Priëca unsanft am Arme ergriffen. Sie ließ den Arm nicht los, aber sie drückte ihn minder heftig und sprach mit zitternder Stimme: Unjere alte Bläßel! Und als ob diese geringen Worte alle zärtlichen Gefühle und Erinnerungen, die sich in der steinernen Brust verborgen hielten, durch ihren Klang auferührt hätten, hielt die starke Hand den weichen Arm noch immer fest, und die geschlossenen Rippen bewegten sich, doch ohne sich weiter zu öffnen.

Aber auch diese Minute ging vorüber ohne Ereigniß. Und Alles blieb beim Alten.

Doch nein, daß ich nicht lüge! Es blieb nicht beim Alten. Ein neues Feuer drang mit wohlthätiger Wärme, mit belebender Gluth in Priëca's täglichen Opferdienst. Es war die Zuversicht, daß Julius von seiner Mutter betrauert, beweint, daß er immer noch geliebt werde.

Daraus schöpfte sie frischen Muth, geduldig auszuharren; dem erzwungenen Stolze, der zur Schau getragenen eisigen Kälte warme Treue entgegen zu halten, fromme Geduld, bis endlich Demuth über Hochmuth, Milde über Strenge, Segen über Fluch liegen, bis sie an der Mutter Herzen weinen, bis sie ihr sagen dürfe: Laß mich Deine Tochter sein, ich will darum doch Deine Magd bleiben, wie ich seine Wittwe bin und bleibe. — Und ein zweites Jahr zog dahin über die grauen Mauern der Hartburg, minder schwer, wie das erste gewesen . . . aber die erste Stunde schlug auch in diesem zweiten Jahre noch nicht.

Und ein drittes kam und brachte zeitigen Frühling. Liebliher hatten die Bäume im alten Festungswalle nie geblüht, keiner hatte der Mai noch niemals herabgeschwelt aus blauem Aether, wonniger hatten die Vögel ihn niemals begrüßt.

Es war wieder Sonntag, Priëca saß lesend unter einem Apfelbaum. Um sie her hüpfen Finken, die mit herabgefallenen Blüthen ihren Scherz trieben, daran zupften, sich neckten. In den Zweigen über ihr rauschte es wunderbar, wie wenn sie aus eigenem Antriebe sich selbst bewegten, denn kein Lüftchen wehte. Es überkam die arme Dulderin ein Gefühl des Wohlbehagens, wie sie seit langer Zeit nicht gehabt. O Kriebe Gottes, willst du noch einmal über mich kommen? seufzte sie und ließ ihr Buch sinken und schaute gedankenvoll empor.

Da hörte sie Tritte im Kiebsande des Fußsteiges knirschen. Frau Hart kam auf sie zu, einen offenen Brief



haltend. Priſca ſprang empor und ging ihr entgegen. Sie fühlte, daß der Augenblick der Entſcheidung da ſei. Aber ſie wagte keine Frage. — Unverwandten Blickes betrachtete ſie der Mutter Antliß. Endlich ſagte dieſe:

Er iſt frei!

Frei? Julius iſt frei? durch hohe Gnade?

Durch allerhöchſte!

Und wo find ich ihn? wo darf ich ihn ſuchen?

Du wiſſſt —

Ob ich will? — Kann ſeine Mutter daran zweifeln? Ob ich meinen Gemahl auffuchen will? So lange er im Kerker lag, gehörte ich hierher; ſobald er frei iſt, gehöre ich zu ihm.

Und wiſſſt vor der Welt ſeine Schande mit ihm tragen?

Ich bin ſein Weib!

Frau Hart ſagte Nichts mehr. Sie richtete ihre Augen mit einem Ausdruck von Liebe auf Priſca, daß dieſe davon ergriffen wurde, wie vom warmen Sonnenſtrahl mitten im Winter. Mutter, jauchzte ſie auf, wie ſiehſt Du mich an! Mutter, darf ich Dich Mutter nennen?

Und die alten knöchernen Arme öffneten ſich weit zu einer Umarmung. Komm an dieß Herz! Mein Sohn iſt frei — denn er iſt todt! Komm und ſei meine Tochter, Du treues Weib!

Da hielten ſie ſich feſt umſchlungen, ihre Thränen vereinigten ſie, und aus dem Tode ward Leben.

---

Von diesem Tage an gab es auf der Hartburg eine junge Frau Hart neben der alten, und die alte Trautel diente wieder auf der Hartburg, denn sie war Augenblicklich erschienen, wie sie den Ruf empfing, sie dürfte wieder ihren vorigen Dienst antreten. Und die junge Frau Hart sorgte für die alte; und die alte Frau gab sich keine Mühe mehr, stärker zu scheinen, als sie gewesen, oder ihre Gefühle zu verheimlichen, oder den Gram über ihren Sohn zu verleugnen, der ihr jetzt die Liebe für ihn ersetzen mußte. Je schwächer sie wurde, desto zärtlicher wurde sie gegen Prisca, desto dankbarer. Auch Trautel erhielt ihren Antheil an sanfter, freundlicher Anerkennung und durfte manchmal mit dreinreden, wenn die junge Frau mit der alten über den Verstorbenen sprach.

Sogar der verhüllende Flor war verschwunden, statt dessen wand sich ein dunkler Kranz von Immergrün um des Unglücklichen Bildniß.

Ohne schwere Körperleiden starb die alte Frau; für ihrer Seele Leid hoffte sie Trost zu finden in jener Welt, wo Julius Barmherzigkeit gesucht.

Die junge Frau ist nach und nach eine ganz alte geworden. Sie lebt fromm, still, wohlthätig in der Hartburg. Trautel bedient sie noch immer.

Alljährlich schmücken sie das Grab der Mutter. Dann winden sie auch einen frischen Kranz für das Bild des Sohnes.

## II.

# Der Tanbstamme.





## Erstes Kapitel.

---

In dem Kreisstädtchen Verle, oder wie es in der Schriftsprache heißt: Verla, saß der Kreis-Gefängnißwärter Pancrätius Hiob Abends vor der Hausthür, sein Pfeifchen rauchend und mit seltenem Behagen die milde Herbstluft einathmend. Seine Frau saß fleißig strickend neben ihm. Der Sohn Tobias lehnte sich bis an die Brust zum offenen Fensterchen heraus und gab sein Wort in ihre Gespräche gelegentlich mit dazu.

Sa Krezel, hob der Alte an, das ist uns lange nicht widerfahren. Heute beschließen wir mit Gottes Hilfe den dreißigsten Tag, wo kein Arrestant eingebracht worden ist. Seit zehn Jahren, glaub' ich, ist es nicht geschehen, daß einen ganzen Monat hindurch die Brummställe leer blieben. 's thut unser Einem wohl; wenn auch dadurch das Bißel Profit, was Du etwa bei der Kost haben kannst, in die Brüche geht — mag's doch! 's ist doch ein angenehmes Gefühl, des Nachts im Bette zu denken: da, hinter der Mauer neben uns härm't sich kein armer

Teufel und grämt sich kein abgerissener Landstreicher auf dem alten Strohsack! Wohl thut's Einem, sag' ich.

Freilich thut's das, erwiederte Frau Lucretia Hiob; mir auch; und von Herzen gern wollte ich mein Lebelang auf die paar Pfennige Verzicht leisten, die das Kreisamt mir auf meine Mühe vergütet, wenn ich nimmermehr für einen Gefangenen zu kochen brauchte.

Gefangene und Gefangene, das ist ein Unterschied, sagte nach einigem Bedenken Hiob. So ein wirklicher Aufseher in einem ordentlichen Strafhaufe, das ließ' ich mir etwa eher noch gefallen. Wer da hineinkommt, der hat das Schlimmste schon überstanden, hat Untersuchung und Urtheil hinter sich, und wenn er sich gut beträgt, hübsch fleißig arbeitet, redlichen Willen zur Besserung zeigt, kann ihm allerlei Vorshub geleistet werden durch freundliche Behandlung und eindringliche Lehren. Aber die bei uns hier untergesteckt werden, sind gewöhnlich erst auf dem Wege in's Unglück, voll von Lügen wie von Ungeziefer, und ehe man im Stande ist, sie auswendig und inwendig ein Bißel zu säubern, werden sie schon wieder fortgeschafft. Da hat mir's Herze wohl manchmal geblutet um solch' junges Blirschlein, vielleicht braver Eltern Kind!

Und mir erst, sprach Tobias aus dem Fenster heraus, wenn ich sie forttreibe wie das liebe Vieh zum Schlachthofe. 's ist ein hartes Stückel Brot, ein Kreisbrote sein.

Was hilft's, wendete Frau Lucretia ihm dagegen ein; Dein Weib und Deine Kinder, unsere kleinen muntern Enkelchen wollen doch auch leben. Und ist das Brot

hart, ernährt es Euch doch leidlich; und Dein Herze wenigstens ist dabei noch nicht hart geworden, wie des städtischen Amtsdieners, des Schmolian seines.

Nein, Mutter, meiner Seele nicht, und soll's auch mit Gottes Hilfe nicht werden. Wenn ich schlechte Burſchen transportiren muß, und sie sind nur nicht gerade widerspenſtig und obſtinat, da behandle ich sie so viel wie möglich mit Schonung; denn ich denke immer, wer weiß, wie dereinst Deine Kinder gerathen, ob Du Freude an denen erlebst, und ob Dich der Himmel nicht strafen würde, wenn Du unbarmherzig wärst? So sind meine Gedanken. Aber der Schmolian lacht mich nur aus derowegen. Er hat gut lachen; er hat keine Kinder und weiß nicht, wie einem Vater zu Muth ist.

Nu gar erst einem Großvater, fuhr der alte Hiob fort, wenn er einſieht, daß er's nicht mehr erleben kann, wie die kleinen Kangen einschlagen werden. 's steht jetzt und gar zu übel auf Erden und ist erbärmlich beſtellt um die Menſchheit. In früheren Zeiten haben die Landesherren ein Prämium ausgeſetzt auf den ſiebenten Sohn, der einem Elternpaare am Leben blieb; heute zu Tage giebt es so viel Volks, daß schon bald kein Platz mehr ſein wird und kein Unterkommen.

Das hätt' mir noch gefehlt, klagte Tobias, daß ich ſieben Zungen haben ſollte! Ist mir der Eine schon zu viel mit ſeinem Spektakuliren! Da lob' ich mir die zwei Mädels; die ſind meine Freude.

Nicht wahr, ſagte beſtimmend Mutter Eucletia, genannt Krezel; Mädels, das ist gleich ganz 'was Anderes,

die erziehen sich von selbst und kosten so viel wie gar Nichts. Denn Du meine Güte, was ist denn so ein Mädel? Wie ein kleines Diebsbögchen!

Das möcht' ich von unsern gerade nicht behaupten, Mutter; die fressen ganz gehörig. Aber dabei fällt mir ein, daß meine Frau mit dem Bissel Abendbrot auf mich wartet; hier ist weiter Nichts zu thun; dorten seh' ich auch den Schmolian die Gasse heraufkommen, der macht vor Gurer Bank sicher ein Ständerle, und auf dessen seine Unterhaltung bin ich nicht sehr verlassen. Also: gute Nacht mitssammen, und ich gehe.

Gute Nacht, Tobias, sprachen Hiob und Lucretia zugleich — und gleich darauf sprachen sie: Guten Abend auch, Herr Schmolian!

Das ist ein stattlicher Mann, dieser städtische Amtsdienner in seinem langen dunkelblauen Ueberrocke mit Metallknöpfen, worauf das Wappen des Städtchens geprägt ist, und einen Rohrstock zur Hand, den er wie einen Scepter trägt, und vor welchem alle Gassenjungen und böse Buben schon auf hundert Schritte entweichen. Er lüftet seinen Hut und fragt herablassend das Ehepaar: Na Kinder, wie gehen die Geschäfte?

Alsobald entspinnt sich folgendes Dreiegespräch:

Gott sei Dank, recht stille, Herr Schmolian, ganz stille!

Ja, Gott sei Dank, seit einem Monate Alles ruhig, wie Sie wohl wissen.

Also durchaus kein Vogel im Stalle? Nichts zu rupfen?



Nicht ein Federchen.

Aber das ist langweilig, Ihr Leute!

Oh conträr, plätschlich ist das; man geneußt seine alten Tage am Liebsten in Frieden.

Daß ich nicht wüßte. Ich bin wohl was jünger wie Ihr, darum aber auch kein Grünschnabel mehr, und mir kann's nicht genug Arbeit geben. Je mehr ich packe und einschleppe von dem ruchlosen Gesindel, desto besser geschieht mir. Da bin ich in meiner Esse, wie der Herr Bürgermeister zu sagen beliebten. Das ist jedoch lateinisch, und das versteht Ihr nicht, Ihr da beim Kreis-Amte.

Lateinisch versteh' ich freilich nicht. Aber „Esse“ hält' ich für ein deutsches Wort gehalten, so gut wie Feuermauer, Schornstein, Schlot oder dergleichen; derowegen heißt's ja auch Essentlehrer.

Eben so richtig könntet Ihr's vom essen herleiten; keine Idee! In seiner Esse sein ist so viel, als sich behaglich fühlen, wie — ja wie sprech' ich gleich? wie — der Vogel im Hanssamen, der Fisch im Wasser —

Das Schwein im Moraste?

Gewissermaßen, ja!

Und so ist dem Herrn Schmolian, wenn er viel Arrestanten macht?

Betroffen! Wenn ich sie beim Kragen halte, und sie winden sich, wollen sich losdrehen, ausreißen, ich halte sie fest. Denn wo meine fünf Finger anpacken, da greifen sie durch. Betrachtet die Faust: von der giebt's kein Entkommen.

Nee, die ist wie dazu gemacht.

Ich glaube immer, Ihr seid schon zum Haltseße in die Welt gesetzt worden.

Das glaub' ich auch, Frau Hiobin. Darum thut es mich jedesmal wurmen, wenn mir Einer entgeht. Wie heute zum Grempel, der verweitterte taubstumme Landstreicher, der sich schon etlichemale in der Vorstadt gezeigt, und den kein Teufel kennt. Niemand weiß, wo er gebürtig oder zu Hause ist; betteln thut er auch; darf also in's Koch gesteckt werden mit Zug und Recht. Aber Proßt die Mahlzeit! Stumm und taub mag er sein (wenn er sich nicht verstellt, was bei solchem Gesindel auch vorkommt), blind ist er nicht, und eine feine Nase muß er haben. Ich mag lauern wie ich will, immer heißt's: da gewesen ist er — und ich muß abziehen. Heute hab' ich den unverschämten Kerl mit meinen eigenen Augen gesehen, wie er vor der Thüre des letzten Häuschens, welches zum städtischen Reichthum gehört, hinüber ging auf Hajenauer Grund und Boden; guckte sich ordentlich nach mir um, der Racker, wie wenn er sagen wollte: nu so komm' doch und thu mir was. So ein Schuft! Und Ihr auf Euerem Kreisamte seid auch alle mitkommen, vom Debersten angefangen bis zum Herrn Tobias Hiob hinunter, von einer unleidlichen Nachsicht. Warum nicht einmal ein kleines Treibjagen anstellen auf solch' ein ausländisch Stück Wildpret? Schon daß wir die Satisfaction haben, einem fremden Amte den Vagabunden, wo er hin gehört, zu überschicken und beizuschreiben: Hierbei folgt ein Umhertreiber und Bettler, so

Euch zugehört, und wollet hinsüro auf Eure Sache besser Obacht geben! Warum nicht? frag' ich. Weil der Herr Kreislandrath zu nachsichtig sind gegen derlei Unflath. Weil sie jedesmal, wenn mein gestrenger Herr Bürgermeister auf dieses oder ein ähnliches Capitel kommen, zur Erwiederung geben: Laßt den armen Teufel laufen! Ja, Euch im Vertrauen kann ich es sagen, Hiob, der Taubstumme aus — Gott weiß woher — hat sich sogar auf Eures Herrn sein Landgut hinausgewagt, hat dorten im Schloßhose gebettelt, und der Herr, der gerade vom Kreistage hinaus geritten kam, hat seine gewisse lange grüne Geldbörse herausgezogen und hat dem Maleficanten mit eigener Hand einen Silbergroßchen dargereicht. Dieses hat mir der Reitknecht — —

Der Reitknecht könnte was Besseres thun, Herr Schmolian, als daß er Ihnen ausschwaßt, was Seine Gnaden der Herr Landrath thun oder lassen. Indessen diesmal hat er die Wahrheit gesagt, der vorlaute Zunge. Denn der Herr Landrath haben mit dem Kreissecretär über den Taubstummen geredet, und der Herr Winderle hat wieder mit meinem Sohne darüber geredet, und es ist schon geschrieben worden dahin, dorthin, des Unglücklichen wegen, und warten allzumal auf Bescheid. Bis dahin läßt man ihn sein Bissel Nahrung suchen, so lange er nichts Böses thut, und so lange gute Menschen ihm eine Kleinigkeit schenken. Picken doch oft hungrige Thierchen verlorene Brosamen auf. Und der liebe Gott . . .

Der liebe Gott hat Nichts mit unsern neuen Armen-gesetzen zu schaffen.

Nein, davor wird er sich hüten!

Aber Ihr beim Kreisamte bekümmert Euch auch Alles zu wenig darum; das geht bei Euch immer nach dem alten Schlendrian fort, wie beim verstorbenen Landrath, von dem sein Sohn nicht bloß das Amt, sondern auch die Nachsicht geerbt hat. Das darf nicht sein; das Gesetz ist ein eisernes Rad, wie mein gestrenger Herr Bürgermeister zu sagen beliebte, und wen es ergreifen kann, den zermalmt es in seinem unaufhaltamen Gange.

Und Herr Schmolian hilft drehen.

So thu' ich, Frau Hiobin, so thu' ich, weil es also mein Beruf mit sich bringt. Lasse mich auch nicht irre machen durch Bitten, Thränen, Lügen und andern Firtelanz. Werde ebenfalls besagten Betrüger oder wirklichen Taubstummen in diese meine Häufe kriegen, über kurz oder lang, darauf mögt Ihr Euch verlassen; werde ihn Euch in Euer Kreisamt überliefern, und Ihr werdet ihn bei Euch als einen Fremden, mit welchem löblicher Magistrat Nichts weiter zu schaffen hat, einsperren müssen, mögt wollen oder nicht.

Wenn er aber, wie Ihr meint, immer zur gehörigen Zeit entschlüpft?

Das gilt nur für den Sommer. Das ist wie mit den Krähen, seht Ihr. Zur milden Jahreszeit, wo das Spitzbubenvolk von Halgenvögeln draußen allerlei Geschmeiß und Ungeziefer in allen Buchen, auch Früchte auf allen Bäumen findet, da wagt es sich nicht in die Städte hinein; da plänkelt es höchstens um die äußersten Enden der Vorstadt herum, wo noch Gärten liegen.

Sobald sich der Winter einstellt, und der Schnee ihnen die Zufuhr abschneidet, da macht sie der Hunger frech; da bringen sie weiter vor und lassen sich in Papierblüten fangen, mit einem Brocken Fleisch und zwei Tropfen Bogelleim. Geduldet Euch nur noch etliche Monate, und er ist mein. Haben muß ich den Kerl; meine Ehre steht auf dem Spiel. Wer mit mir Versteck spielen will, wird mich kennen lernen, daß ich kein Kind mehr bin, und damit Basta. Nun gute Nacht, Ihr Leute!

Was wird's denn auch weiter sein, meinte Frau Eucetia Hiob, wenn sie ihn aufgreifen? Sie schicken ihn halt nach Hause, nicht wahr Pancratius?

Insofern er ein „zu Hause“ hat, entgegnete Herr Hiob.

Giebt es denn Menschen, die so unglücklich sind, daß sie gar nirgend daheim sind?

Ach ja, Krezel, 's giebt welche. Darum wollen wir dem Himmel danken, daß wir ein Lager unter uns und ein Dach über uns haben; mag es auch nicht vom schönsten sein.

Und sie begaben sich zur Ruhe.

---

## Zweites Kapitel.

---

Kein belehrendes Gleichniß wurde wohl je so oft gemißbraucht und übel angewendet, als jenes allerschönste von den Lilien auf dem Felde, von den Vögeln unter dem

Himmel, die nicht säen, die nicht ernten, und die unser Aller Vater dennoch bekleidet und ernährt. Jeder Faulpelz, der, statt zu arbeiten, es vorzieht, sich von demjenigen zu ernähren, was man ihm schenkt, oder was ihm sonst zufällt, bettelt und mauset unter jenes Gleichnißes Hegide. Dafür freilich ergeht es ihm dann auch nicht selten, wie es im Winter allen lustigen Vögeln ergeht, welche nicht darauf eingerichtet und geschaffen sind, nach Gegenden auszuwandern, wo es keinen Winter giebt. Er hungert und friert. Und wie fest, ja wie frech Frost und Hunger Thiere und Menschen zu machen vermögen, davon geben harte und anhaltende Fröste trauriges Zeugniß. Schmolian hatte den Nagel auf den Kopf getroffen mit seiner herzlosen Anspielung auf Krähen, die der Schnee zur Stadt hineintreibt. Die zudringlichen Thiere blieben im Dezember des Jahres 183\* nicht aus; sie stellten sich ein mit unverschämten Ansorderungen an allerlei Abfälle aus Küche und Haus, die sie durch heiseres, krächzendes Geschrei kundgaben, und um welche sie dann lärmend zankten, ohne sich gerade ernstlich wehe zu thun, denn „eine Krähe haßt der andern das Auge nicht aus.“ Gewissermaßen hatten sie gegründete Ansprüche auf öffentliche Wohlthätigkeit geltend zu machen, denn sie durften sich auf die unzähligen Würmer, Käferlarven, junge Feldmäuse und dergleichen mehr berufen, von denen sie mit fleißigen starken Schnäbeln sämtliche umliegende Acker gereinigt. Die Bettler, welche ihnen nachfolgten, durften sich ähnlicher Verdienste nicht rühmen; hatten sie Acker und Felder säubern helfen, so war es höchstens von

Rüben und Kartoffeln gewesen, mit denen die Besitzer ohne ihre Beihilfe auch fertig geworden wären. Das wußte man in Derle recht gut und empfing sie deshalb nicht allzu huldvoll; und da sie keine Flügel führten, um sich wie ihre Vorgänger, die Krähen, von Dach zu Dach zu schwingen, so mußten sie von Thüre zu Thüre humpeln, in fortdauernder Angst vor Herrn Schmolian, dem allgefürchteten Bettelvogte, dem strengen Amtsdienner, dem großen Manne.

Große Männer, die das Gefühl ihrer Größe in sich tragen, haben kleine Launen und geben diesen willig nach; sie betrachten das wie eine vergönnte Erholung, wie eine erlaubte Zerstreuung bei ernstern Amtsgeschäften. Herr Schmolian zeigte sich heuer ausnahmsweise nachsichtig gegen die gewöhnlichen Eindringlinge und deren Geplärr. Bisweilen schritt er vorüber, wo eben Einer sein Sprüchlein bettelnd herbetete und schielte links weg nach den Krähen auf dem Dache, drohte denen lächelnd mit hochgeschwungenem Stocke und that, als ob er den unbefiederten Vogel, nach Diogenes spöttisch Mensch genannt, weder hörte noch sähe. Niemand in Derle wußte, was das bedeuten solle. Wir glauben es zu wissen, denn wir erinnern uns seines Gespräches mit Pancratiuß Hioß und Frau Krezel, aus welchem wir entnehmen, daß plärrende, redende Bettler ihm so alltäglich erschienen, wie Krähen; daß er sie verschmähte, weil er auf den Gang eines seltenen Vogels lauerte: eines Taubstummen, durch dessen listige Vorsticht er sich mehrmals getäuscht gesehen, durch den er sich an seiner Amtsehre gekränkt

wähnte, den er folglich haßte! Diesem Haßse verdankte das übrige Gefindel ungewöhnliche Nachsicht und legte solche dem Herrn Schmolian für Nächstenliebe aus.

Ach, gütiger Gott, wie häufig ergeht es Andern ebenso! Wie häufig entspringt, was man Liebe nennt oder Erbarmen oder Wohlthätigkeitstrieb, aus nicht minder unlauteren Quellen! Und nun erst die sogenannte wirkliche Liebe, deren Ursprung Poeten als einen heiligen und reinen besingen! Sollte man, dem Umschlage zu folge, den sie nach Erreichung ihres Zieles bisweilen erduldet, nicht geneigt sein, sie ebenfalls aus verkapptem Haßse, wenigstens aus grausamer Selbstsucht herzuleiten? Doch das ist eine andere Frage, als in unsere anspruchslose Erzählung gehört, und wir überlassen die bedenkliche Antwort Philosophen und Psychologen. Wir kehren zu Herrn Schmolian zurück.

Die Nachsicht, welche er gegen sprachfertiges Bettelvolk zu dessen höchstem Befremden walten ließ, gehörte in sein schlau ersonnenes System. Je stärker Strom und Zug nach unsern Mauern werden (meinte er), desto gewisser ziehen sie den Taubstummen nach. Aber höchst ungehalten wurde der kluge Mann, als ein Tag um den andern ablief ohne Erfolg. Schon fing er an, voll Reue über fehlgeschlagene Entwürfe, Einzelne der Sicher gewordenen heraus zu greifen, und Tobias Hiob, der Sohn, bekam verschiedene Gäste seines Vaters nach kurzem Aufenthalte im Kreisgefängniß in ihre Heimath zu trans-



portiren, allwo sie weder mit Glockengeläute, noch von weißgekleideten Jungfrauen empfangen wurden, will man nicht das Heulen des Dezemberwindes und die von herabsäuselndem Schnee verhüllten Sammergestalten, die ihnen entgegentraten, dafür gelten lassen.

Am Weihnachtsabend endlich, wo der kinderlose, mit seiner Gattin keineswegs im zärtlichsten Einverständnis lebende Greis zu von einem wenn auch dunklen Gefühle des Neides erfüllt die Gassen durchstöberte, auf deren Schneeteppich aus allen Fenstern Kerzenschein und Lichtglanz fiel, stieß er fast mit der Nase an den Gesuchten, längst Erwarteten. Und wo? Vor dem Häuschen, in welchem das Kreisgefängniß sich befand und wahrscheinlich heute noch befindet. Mit beiden Händen festgeklammert an die äußeren Gitterstangen starrte der Taubstumme in Hiob's Wohnstübchen hinein. Dort ging es lustig zu. Großeltern, Eltern und Kinder freuten sich um den Christbaum, der mit Wachölichtern und vielerlei kleinen Gaben prunkte. Es hätte keines Tauben bedurft, das Herannahen des Feindes nicht zu vernehmen. In der weichen Schneedecke mußten auch die verbusten Tritte ungehört ersticken. Deshalb fand es Schmolian bei all' seinen Zweifeln an des Unglücklichen wirklicher Taubheit durchaus nicht befremdend, daß dieser ihn sich ganz nahe treten ließ und dann, plötzlich festgepackt, einen dumpfen Schrei ausstieß, der bis in die Weihnachtsluft der Familie Hiob hineindrang und die Kinder nicht wenig erschreckte. Unarticulirtes Gegurgel,

unterbrochen durch eine allzu bekannte Stimme: Hab' ich Dich, stummer Vogel!? Na, Du sollst schon singen, wenn Du auch in der Mause bist! ließ den Männern keinen Zweifel übrig. Vater und Sohn sagten zugleich: Das ist der Taubstumme, auf den der Schmolian so lange Jagd macht, eine liebere Christbescherung hätte ihm der heutige Abend nicht bringen können.

Na, wer weiß, wozu das gut ist? setzte Frau Krezel hinzu, vielleicht bringen sie das arme Thier jetzt irgendwo unter, und es braucht diese Nacht wenigstens nicht zu frieren.

Das ist noch sehr zweifelhaft, äußerte Tobias. Ich glaube nicht, daß Herr Schmolian seinerwegen auch nur ein Scheitchen in den Ofen legt, und den Weihnachtskarpfen wird er auch nicht mit ihm theilen.

Ich wollte, die Festnehmung wäre schon gestern erfolgt, sprach Vater Pancratius, und wir hätten ihn schon in unserm Gewahrsam; bei uns dürfte er keine Noth leiden.

Gewiß nicht, rief die alte Hausfrau, und des Tobias Kinder brachten sogleich von ihren Mäschereien herbei.

Doch ihr guter Wille mußte unbenützt bleiben, denn bereits hatte sich der glückliche Jäger mit seiner jappelnden Beute entfernt. Da nach den Feiertagen Arrestant als Fremder einem löblichen Kreidamte überliefert und im Triumphe von Schmolian herbeigeführt wurde, da hatten die kleinen Hübchen ihre Süßigkeiten längst aufgezehrt.

Wir haben Nichts aus dem Halunken herausgebracht, hob Herr Schmollan an, weder der gestrenge Herr Bürgermeister, noch ich selbst, und haben ihn doch gequetscht wie eine Citrone. Daß er bei der Verhandlung Nichts eingestehen würde, dessen war ich schon im Voraus gewiß; denn darauf bereiten sich solche Bestien ordentlich vor und verhärten sich absichtlich. Deshalb dacht' ich, wenn ich ihn nur bei mir habe, soll er schon beichten und wird mir zur Ergötzlichkeit dienen über die Feiertage. Aber Nichts, nicht die Probe, keine Silbe, kein Sterbendwort, kein Muck, keine Andeutung über Geburtsort, Eltern, Heimat, gar Nichts nicht. Gezwickt hab' ich ihn — weil nun einmal das Prügeln untersagt ist — daß man die blauen Flecke noch sieht. Keine Wirkung. Ich habe, daß er es deutlich hören mußte, mit der Meinigen über ihn und seine Bestrafung geredet, verschiedentliche Androhungen hineingemischt; auch nicht mit einer Augenwimper hat er gezuckt. Taub ist er wirklich und wahrhaftig; und daß er stumm sein muß, läßt sich auch nicht bezweifeln, wenn man bedenkt, wie viel er aussteht, ohne das Maul zu einer Klage aufzusperren; solche Patafche schwadronirt sonst eher zu viel, als zu wenig. Also hier überliefere ich dieses quasi Stück Vieh und bitte um Beschonigung. Fürchte auch, Ihr werdet die Gesellschaft, die langweilige, sehr lange im Hause behalten, denn bis Ihr von dem herausbringt, wo Ihr ihn hinzubringen habt, das heißt wo seine Heimat ist, da kann wieder Weihnachten herankommen. Na, viel Vergnügen; meine

Lust ist gebüßt, ich will weiter Nichts mit ihm zu schaffen haben.

Der Taubstumme gehorchte Hiob's Anweisung, daß für ihn bestimmte Gemach zu betreten, mit der Unterwürfigkeit eines an pantomimische Befehle dieser Art längst gewöhnten und auf gefängliche Haft eingelebten Landstreichers. Weder gab er ein Zeichen von Furcht, Aerger, Widerspenstigkeit, noch ließ er die geringste Spur dankbaren Vertrauens blicken, wie sehr auch Pancratiuß Hiob durch freundliches Lächeln und sanfte Geberden darauf hinarbeitete. Mit niedergeschlagenen Augen, die obenein krank und entzündet zu sein schienen, saß der Verhaftete auf dem Lager, welches Frau Krezel sauber hergerichtet, ließ mürrisch, fast tückisch den Kopf hängen und hob ihn sogar dann nicht in die Höhe, als jene gute Frau ihm warme Suppe mit Fleisch brachte. Sie war genöthigt, ihn beim Arme zu ergreifen und auf die dampfende Schüssel hinzuweisen. Dann fiel er freilich mit der Bier eines ausgehungerten Wolfes über die kräftige Speise her, aber die mildthätige Geberin würdigte er doch keines erkennlichen Blickes.

Der Schmolian hat diesmal Recht; 's ist ein pures Stück Vieh!

Nicht doch, Vater Pancraz, nicht doch. Er ist nur verschüchtert und mißtrauisch geworden durch die erbärmlichen Feiertage, so er gehabt, und des Schmolians Mißhandlungen. Wenn er erst spüren wird, daß man's hier ganz gut mit ihm meint, hernach wird er schon freundlich werden. Verliere Du nur nicht die Geduld. Sollst

sehen, eh' ein Tag vergeht, kann ich durch Zeichen mit ihm reden, und wer weiß, was er uns hernach Alles anvertraut.

So sprach die gute Mutter Hiob und gestand dabei unbewußt ein, daß sie theils ein Bißchen neugierig sei, theils die Hoffnung hege, ihren Vorgänger, den Schmolian, an Erforschungstalenten zu übertreffen. Doch sollte ihr das Letztere nicht gelingen und die Neugierde nicht befriedigt werden. Der Taubstumme blieb nicht allein (was sich von selbst versteht) taubstumm; er blieb auch verstockt, jeder gegenseitigen Mittheilung unzugänglich oder unfähig, sowohl bei den Privatbestrebungen der Hiob'schen Eheleute und deren Sohnes Tobias, als auch bei den Verhören (wenn man dies so nennen darf, wo Einer weder hört noch redet!) auf dem landrätthlichen Amte. Der Kreissecretär Winderle, ein hagerer hektischer, in Bureau-Staub und Stubenluft ergrauter Schreib-Sklave, setzte sämtliche bedeutend lange Extremitäten seines gebückten Menschen in Telegraphen-Arme um und ließ sie spielen, wie nur jemals ein Telegraph arbeitete, der Napoleonische Bulletins von Straßburg nach Paris besörderte, zu einer Zeit, wo man den Bliß noch nicht seiner Zaubermacht entkleidet und furchtbare Naturgewalten zu dienstbaren Boten gezähmt hatte. Winderle erschöpfte sich in allegorischen, symbolischen, zum Theil possirlichen Versuchen, sich seinem vis-à-vis verständlich zu machen. Er fragte ihn immer mit Armen, Händen, Füßen, Augen (wobei auch die Rippen unwillkürlich beschäftigt wurden), ob seine Eltern noch lebten;

wie lange er von ihnen getrennt und ein heimathloser Bettler sei; ob er vielleicht einigen Unterricht in einer Anstalt genossen habe, dergleichen doch für Unglückliche seiner Art bestehen; ob er ein Bischen schreiben oder wenigstens Gedrucktes lesen könne; wie alt er sei, und so weiter.

Winderle hätte diese Fragen, die er mit der Beweglichkeit einer lustig klappernden Windmühle — (Arme und Beine stellten die vier Flügel vor) — ausführte, dem nächsten besten Mehlsack vorlegen können. Dieser würde eben so viel Verständniß gezeigt haben, würde mit eben so gutem Willen darauf eingegangen sein.

Von irgend einem schriftlichen Ausweise, von dem kleinsten Streifchen Papier, welches auch nur im Entferntesten einer Legitimation ähnlich gesehen, war ohnehin nicht die Rede; das hatte schon die bürgermeisterliche Verhandlung festgestellt.

Erschöpft durch die übermäßigen Anstrengungen ließ Winderle endlich nach und rief entsagend aus: Der Kerl muß aus dem Monde herab auf den Erdboden gefallen sein! Und weshalb denn gerade in unsern Kreis?

Wenn sie allerseits im Monde kein besseres Mundwerk haben, erlaubte sich Tobias Hiob einzuschalten, da muß es oben sehr stille zugehen; glauben Sie nicht auch, Herr Secretär?

Sicherlich werden Sie dann eine andere Gattung von Sprache führen, mein lieber Tobias, mit der sie sich einander verständlich machen; gerade so wie unsere Pferde wiehern, unsere Hunde bellen, unsere Gänse schnaltern

und sich dabei recht wohl befinden. Aber so lange ich diese Redeweise nicht kenne, ist jedes Bemühen fruchtlos. Und was wird der Herr Landrath dazu sagen? Wird er nicht die Schuld auf mein Ungeschick schieben? Na, Ihr seid Zeuge, Tobias . . .

Ja, Herr Winderle, ich bin Zeuge; Sie haben sich abstrapazirt, daß es Einen in der Seele erbarmen muß, wenn man's mit angesehen hat. Und hat Nichts genügt. Lassen Sie's nur den gnädigen Herrn Landrath selbst ein Bissel probiren, daß er ein Einsehen bekommt, ist ja der billigste Mann von der Welt; wird von Ihnen auf Ihre alten Tage nicht verlangen, daß Sie Mondsprache reden. Die Frage ist nur: was fängt unser Kreisamt mit „bevorstehendem“ Mondkalbe an? Soll's bei meinen Eltern auf der Mast bleiben? Und wer bestreitet zuletzt die Kosten? Es frist unbändig viel. Und auch die Kleidasche fällt schier auseinander. Da wird auch müssen Rath geschafft werden.

Aberdings, Tobias; für's Erste bleibt nichts Anderes übrig. Zunächst hab' ich die angenehme Aussicht, an alle Ecken und Enden der Provinz lange Nachfragen zu richten, ob ein Individuum (die Personalbeschreibung liegt bei), so und so beschaffen, vielleicht die Ehre hat, da oder dort angehörig zu sein? Natürlich beeilt man sich nirgend mit der Erwiederung; dort, wo sie wirklich ein derlei Exemplar vermiffen sollten, am allerwenigsten; denn sie danken Gott, einer Last los zu sein.

Wird auch in den Mond geschrieben, Herr Secretär?

Herzlich gern; auf einen Brief mehr kommt mir's nicht an; wenn ihr ihn bestellen wollt, meinethwegen.

's möcht' mich doch zu lange aufhalten, und die Kreisgeschäfte thäten drunter leiden.

Das denk' ich auch. Folglich nehmt für's Erste Euren Gast wieder heim, zu Papa und Mama; ich werde mit dem Herrn Landrath schon reden, wo wir etwa ein paar alte Klüstel und Klastel austreiben, die wir ihm überhängen.

Tobias Hiob schidte sich gerade an, den Taubstummen wegzuführen, da trat der Landrath in's Bureau.

Mit dem geübten Blicke, den lange Praxis verleiht, prüfte er den Unbekannten, während er zugleich aufmerksam zuhörend Winderle's umständlichen Bericht, der ihm einiges Lächeln abzwang, entgegennahm. Er belobte des Schreibers Eifer und gestand billigend ein, daß für jetzt Nichts weiter zu thun, als der freilich höchst unsichere Erfolg schriftlicher Nachfragen abzuwarten sei. Auch für Bekleidung versprach er aus eigenem Vorrath Sorge zu tragen. Dann wendete er sich zu Tobias, dieser möge seinen Eltern an's Herz legen, gegen den Taubstummen nicht minder menschlich zu sein, als sie es ja immer gegen Kranke und Nothleidende wären. Denn — setzte der erfahrene Mann hinzu — das elende Geschöpf muß viel gelitten, viele Mißhandlungen erduldet haben, um so unberührt zu bleiben von der Freundlichkeit, die wir ihm zeigen. Wahrscheinlich traut er auch uns nicht und fürchtet, daß unsere Milde nur Verstellung sein möchte, auf welche abermals grausame Härte folgen werde.



Heimtückisch sieht er wohl aus, das läßt sich nicht leugnen; — doch wer hat ihn dazu gemacht? Vielleicht war er einst ein gutmüthiger Junge!? Sei er übrigens was er wolle, sehr unglücklich ist er gewiß; weiter wollen wir nicht urtheilen, bevor wir nicht etwas Näheres über ihn erfahren.

Tobias versprach im Namen seiner Eltern das Beste, ergriff des Landstreichers Arm und führte ihn von dannen.

---

### Drittes Kapitel.

---

Was Frau Eucetia Hioh am tiefsten kränkte, war die Unmöglichkeit, ihren Gast- und Pflegebefohlenen bei irgend einem christlichen Namen zu nennen. Sein verstocktes, undankbares Wesen, seine trügigen Manieren wollt' ich mir ja gerne gefallen lassen, meinte sie, denn warum, das Elend hat ihn so gemacht, wie mir auch unser gnädiger Herr Landrath durch den Tobias einschärfen lassen. Aber daß er nicht einmal einen Namen haben soll, das will mir nicht in den Kopf. Heißen muß man doch einmal, Hinz oder Kunz, Peter oder Paul. Heißt doch jedweder Hund, wär's auch nur Spizel oder Dachsels, daß man wenigstens weiß, wie man das Creatur rufen kann.

Was würde Dir's helfen, Krezel, wenn Du seinen Vor- und Zunamen wüßtest — tröstete sie Vater Van-

cratiuß — hören thäte er's ja doch nicht, so Du ihn dabei riefest. Wer steht uns denn überhaupt davor, daß er gar getauft sei? Das wächst manchmal auf in der Wildniß, wie der Fuchs im Walde. Man hat Beispiele.

Der nicht, Vater Pancraz, der nicht. Der ist hübscher Leute Kind gewesen, darauf möcht' ich schwören. Betrachte Dir nur seine Hände, wie fein die sind; und der ganze Knochenbau, so zärtlich. Der hat in weichen Windeln gelegen und hat theure Wäsche getragen.

Das muß lange her sein, Krezel. Jenes Hemde, welches er auf dem Leibe hatte, da Herr Schmolian ihn gebracht brachte. . . .

Rede mir nicht von dem häßlichen Lappen. Der fault längst auf unserem Düngerhaufen. Dennoch hab' ich ihn, ehe ich ihn wegwarf, mit der Brille mühsam durchmustert, ob sich nicht in irgend einem Zipfel wenigstens der Anfangsbuchstabe von einem Taufnamen entdecken ließe. Aber nicht die Probe!

Das will ich gerne glauben. Wie wär's, wenn wir das Kalender-Büchlein vornähmen, legten es vor ihn hin, wiesen mit dem Zeigefinger auf unsere Namenstage und gäben ihm zu verstehen, daß wir den seinigen zu erfahren wünschen? Mag er auch nicht ordentlich lesen können, die Blätter mit den Monaten und rothgedruckten Festen kleben ihm doch vielleicht im Gedächtniß aus frühester Zeit, und er erinnert sich, kann sein, an die Stelle, wo ihm seine Mutter, wenn er eine hatte, den eigenen Namen gezeigt hat. Es ist nur ein Versuch und leicht anzustellen.

Frau Krezel fand den Vorschlag annehmbar. Sie brachte den Kalender, und Herr wie Frau Hiob begaben sich zum Namenlosen. Letztere äußerte, es komme ihr vor wie eine verspätete Noth-Taufe, was sie da beabsichtigten.

Beim Anblicke des Kalenders verrieth das Gesicht des Fremden zum ersten Male seit seiner Verhaftung eine Spur von Theilnahme. Er griff nach dem bunt eingebundenen Quart-Bändchen und betrachtete es mit Aufmerksamkeit. Als Hiob die Blätter umzuschlagen begann und erst auf den zwölften Mai und den dabei befindlichen Pancratiüs, dann auf sich selbst deutete, sah ihn der Taubstumme fragend an. Sonach suchte Frau Hiob ihren siebenten Juni und legte den Finger auf die Eucretia, berührte sodann ihre Stirn und nickte mit dem Kopfe, der Namenlose nickte ebenfalls. Nun faßte sie seinen Finger und führte diesen auf das Blatt. Anfänglich ließ dieser ihn unbewegt liegen und beugte nur das Haupt nieder, als ob er nachdenke. Dann glitt der Finger langsam von Tag zu Tag, bis er den Monat Juni durchlaufen; nun schlug er das Blatt um, machte es bei'm Juli ebenso und immer weiter fort; wie er zum Dezember gelangte, stutzte er, überzeugte sich erst, ob noch ein Monat folge, rückte dann bedächtig von Tage zu Tage vor und endlich machte er auf den sechs und zwanzigsten, den Tag Stephan, ein tiefes Zeichen mit dem Nagel.

Also Stephan heißt Ihr? fragten die beiden alten Leute zugleich. Und er, wie wenn er ihre Frage vernommen, nickte ihnen mehrmals bestätigend zu.

Von dieser Stunde an bekam das Verhältniß zwischen dem Verhafteten und seinen Wärtern hellere Farben. Er zeigte einiges Vertrauen zu ihnen; Frau Krezel redete nicht anders von ihm, als von „unserm armen Steffen,“ und Pancratiuß schrieb in sein Journal: „Nummer 371, Stephan Unbekannt, Charakter taubstumm.“ Weil sich aber Woche nach Woche hinzog ohne Entscheidung, und weil die in ihrem Alter noch immer thätig schaffende Hausfrau nicht begreifen wollte, wie es „menschenmöglich sei, daß ein Christenmensch in Gottes weiter Welt gar durchaus nichts Anderes fördere, als essen, trinken, schlafen und müßiggehen, ohne dabei vor Sangerweile zu sterben,“ so setzte sie ihr eifrigstes Bestreben daran, dem armen Steffen einigen Trieb zur Beschäftigung beizubringen. Anfänglich begnügte sie sich, ihm durch ihr eigenes, ruhmwürdiges Beispiel aufzufordern: sie rückte ihr Spinnrad in seine Zelle und spann, daß ihr der Athem ausging. Steffen folgte wohl mit den Augen dem Schwunge des Rades; doch diese gleichförmige Bewegung wurde für ihn, was dem Kinde einförmige Wiegenlieder sind, er entschlummerte dabei und schlief wie ein Hamster. Das verdroß Frau Krezel. Sie gab es deutlich mit unzweifelhaften Geberden kund, daß sie mehrere Spinnräder besitze und daß noch viel Flachs darauf barre, Garn zu werden und nächsten Sommer auf die Bleiche zu kommen, denn die Kinder ihres Sohnes Tobias brachten Wäsche. Sie machte das mindestens eben so gut und klar, wie die meisten Tänzerinnen, welche pantomimische Gespräche zu führen durch's Programm

angewiesen sind, nur daß sie keinen hochaufgeschürzten seidenen Bauernrock trug und sich nicht auf einem Beine um sich selbst drehte, was ihr allzu schwierig gewesen wäre, der dicken Greisin. Steffen verstand auch die Ansprache vollkommen; der barmherzigen Behandlung, so ihm Hiob's angeheißen ließen, eingedenk, blieb ihm schon Nichts übrig, als zu thun, wie wenn er thun wollte. Weiter jedoch kam es nicht. Ueber ein Viertelstündchen hinaus währte sein Bemühen, die edle Spinnkunst praktisch zu erlernen, nimmer. Dann ließ er die Arme sinken, feierte, versiel in träumerische Schlafheit und zuletzt regelmäßig in Schlaf. Frau Krezel währte manchmal, sein Mädchen schnurre noch, derweil es schon seine Gurgel war, welche schnarchte.

Da nannte sie ihn denn nicht mehr: „unseren armen Steffen;“ nein: „Faulpelz“ hieß er kurzweg, und die Theilnahme für ihn verminderte sich, wodurch er seinerseits wiederum tückisch und trogig wurde.

Das währte bis Anfang März. Mittlerweile hatten sie auf dem Kreisamte die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Stephan's Heimat und Ursprung nicht zu ermitteln sei. Alle Erwiederungen der unzähligen Anfragen fielen gleichlautend aus: da und dort hatte man ihn gesehen, festgenommen, untersucht, weiter geschickt; nirgend wußte man, von wannen er stamme, wohin er gehöre.

Tobias Hiob wiederholte die Aeußerung: Der Kerl muß aus dem Monde auf den Erdboden herab gefallen sein! und war nicht abgeneigt, diese kühne Ansicht des Herrn Winderle zu theilen.

Der Landrath hatte schon früher ausgesprochen, ihm und seinem Kreise dürfe die Last nicht aufgebürdet bleiben, da es nicht an einheimischen Nothleidenden fehle, und deshalb waren unterdessen zweckdienliche Vorbereitungen getroffen worden, den Fremdling im allgemeinen Landescorrection- und Arbeitshause zu Bergiß unterzubringen, wo man (Mutter Hiob möge sich das als Trost gesagt sein lassen) schon Mittel haben werde, den Faulpelz arbeiten zu machen.

Bei all' ihrer Gutmüthigkeit meinte sie doch: ein Bissel Strenge könne dem Tagedieb nicht schaden.

Garn spinnen, sagte Vater Pancraz, hat er nicht wollen; Wolle wird er schon wollen — müssen; sie werden ihm in Bergiß den Willen beibringen.

Eobias Hiob der Sohn gürtete sich, hing sich seinen Säbel um, holte sich bei Herrn Winderle die nöthigen schriftlichen Documente, und dann meldete er sich im Kreisgefängniß und erbat sich vom Vater seinen Transport. Beide Hiob's, Vater wie Sohn, hatten ja gedient, sie machten ihre Sachen militärisch ab, ernst, gewichtig, ohne Nebengeschwäz; Familienangelegenheiten kamen dabei nicht zur Sprache.

Gottlob, daß wir ihn wieder los sind, sprach Pancratius hinter ihnen her.

Nich erbarmt er jegund doch, sagte Frau Krezel.

Etwa weil er sich so gerührt beim Abschiede zeigte und so erkenntlich für alle Deine Güte?

Freilich ist er davon gegangen wie ein Stück Holz; aber mein Gott, versteht er's denn besser? Ich wollt'

ihm das schönste Leben gönnen, dem armen Steffen, wenn er nur nicht so ein schrecklicher Faulpelz wär'! Und sie setzte sich an ihr Spinnrad und drehte, als müsse sie einbringen, was der Taubstumme veräußt.

Am Thore begegnete Tobias dem Schmoltan.

Glückliche Reise, rief ihm dieser zu; aber ich an Eurer Stelle thäte dem Patron ein Stricklein um die Handgelenke schlingen und mir das andere Ende desselben um meinen corrum winden. Es ist von wegen der Sicherheit. Der Kerl ist berühmt im Ausreißen.

Binden wie ein Thier soll ich ihn, Herr Schmoltan? das mag ich nicht.

Was ist er denn anders? Na, auf Eure Gefahr.

Der März war lieblich, der Himmel rein, die Luft frisch und erfrischend. Lerchen sangen, andere Vögel prüften auch schon ein wenig ihre Kehlen, Gräser sprießten, Bächlein rannen angeschwellt von dem Zufluß, den die letzten sich auflösenden Schneehügel ihnen spendeten. Tobias Hiob fand das wunderhübsch; es stimmte ihn mittheilhaftig. Häufig brach er in Entzücken aus, wendete sich zu Stephan: Ist das ein herrlicher Tag!? und dann erst, sich besinnend, daß Jener ihn nicht höre, brummte er: Ja so, mit dem ist Nichts anzufangen; es ist eben so viel, wie wenn ich alleine marschirte oder mit Respect zu reden einen Ochsen vor mir her triebe. Und der möchte doch wenigstens brüllen, wo er andere Ochsen auf dem Felde gewahr würde. Ob der Mensch denn gar Nichts empfindet, wenn er Flur und Wald vor sich hat? Sehen thut er ja doch, und mögen seine Augen ein Weniges

krankhaftig sein, blind ist er nicht. Mir ist immer zu Sinne, als wenn das Auge die fürnehmste Gabe bei'm ganzen Menschen wäre. Stumm sein ist schlimm genug, denn ich kann nicht sagen, was ich gedenke; aber auch hinwiederum hat es sein Gutes, denn ich muß alsdann die dummen Gedanken gleichfalls bei mir behalten, kann kein unnützes Geischwäze nicht von mir geben, und das ist reiner Gewinnst für den jüngsten Tag, wo wir von jedem unnützen und schlechten Worte Rechenschaft ablegen müssen. Taub sein ist schlimm, denn ich kann nicht hören, was die Anderen reden; aber auch hinwiederum hat es sein Gutes; denn man hört das Schlechte gleichfalls nicht, und die Klatschereien und Lästereien und Lügen. Aber blind sein ist das Aller schlimmste; denn mag es noch so viel Uebles zu sehen geben, über Thal und Hügel, über Blumen und Bäume, über Erde und Himmel geht doch Nichts; und wer das an einem Tage wie heute betrachten kann, der wird ein neuer Mensch. Deshalb bin ich auch gerne ein Kreißbote, weil ich als solcher oftmalen Gelegenheit habe, in die Natur zu kommen.

Durch derlei halb gebrummte, halb gemurmelte Selbstgespräche suchte Tobias Hiob zu ersetzen, was der von ihm transportirte Stumme an Belebung des Marsches schuldig blieb. Von Zeit zu Zeit hielten sie an, und er ließ eine Erfrischung reichen, wobei er nicht knauserte und seine eigenen Diäten zu Hilfe nahm, den schlechten Gesellschaften so gut zu bewirthen, als sich thun ließ. An manchen Orten, wo sie aßen und tranken, war der



Taubstumme schon persönlich bekannt, hatte sie als un-  
herstreifender Bettler verschiedentlich besucht. Ueberall  
galt er für einen harmlosen, nie unbescheidenen, doch  
auch über Nichts erfreuten Gast, der Abweisung und  
Härte still duldbend, Freundlichkeit und Großmuth gleich-  
giltig hingenommen, dabei aber stets ein bewunderns-  
würdiges Geschick entfaltet habe, die Aufmerksamkeit der  
Beamten zu täuschen und ihren Händen zu entgehen.

Haben sie Dich endlich einmal doch beim Schlafstü-  
tisch erwischt? das war der Gruß, womit man ihn unterwegs  
empfieng. Und an Tobias richtete man regelmäßig die  
Warnung: Den laßt nicht aus den Augen, Landsmann;  
der ist flüchtig wie Haarpuder.

Weil sich diese Worte überall, wenigstens dem  
Sinne nach wiederholten, gewannen sie endlich doch so  
viel Gewalt über den Kreisboten, daß er sich im Städt-  
chen, wo sie Nachtquartier hielten, und wo er sich Unter-  
kunft im Gefängniß erbat, noch einen Helfer miethte,  
der sie auf der zweiten Tagereise begleiten sollte.

Sowie Stephan früh Morgens dieses neuen Ge-  
fährten ansichtig ward, gab er augenscheinlichen Aerger  
kund, zeigte sich verdroffen, fast wüthend. Einige Male  
warf er sich mitten auf der Landstraße nieder, mußte mit  
Gewalt emporgerissen und ein Stück Weges fortge-  
schleppt werden, schlug um sich, stieß die ihm dargebote-  
nen Lebensmittel zurück, trieb es überhaupt so häßlich,  
daß Tobias ihm recht gram wurde und endlich, obgleich  
mit Widerwillen, an Schmolian's Rathschlag denkend  
einen Strich einkaufte, welchen er dem Widerspenstigen

wie eine verständliche Drohung vorhielt. Das half wenigstens insoweit, daß sie, wenn auch langsam, vom Flecke kamen. Doch auf diese Weise trafen sie erst spät am Abende in Bergiß ein. Kurz vor dem Thore machte der Taubstumme einen kühnen Fluchtversuch. Wie faul er sich sonst immer gezeigt, seinen Beinen mangelte es nicht an Schnelligkeit. Tobias und der Hilfsmann würden ihm vergeblich nachgestellt haben, wäre er nicht in ein Labyrinth von Gartenzäunen und Hecken gerathen, wo er sich verfang. Nun wurde er wirklich gebunden und die wenigen hundert Schritte bis zum Eingange des düstern Gebäudes gezerrt, welches ihn aufnehmen sollte. Tobias befand sich in sehr übler Laune, wie leicht begreiflich, und empfahl den Ankömmling beim Inspector der Anstalt noch schlechter, als sich dieser durch sein wildes Betragen und den Strick um die Handgelenke schon selbst empfahl. Dadurch ward gleich sein erster Eintritt verhängnißvoll und von traurigen Nachwirkungen für künftigen Aufenthalt im Arbeits-hause. Bei der Verschiedenartigkeit Derer, die solche Zwangsanstalt bewohnen, und die eine förmliche Musterkarte von bösen, schlechten, schwachen, unglücklichen, jaft schuldlosen Menschen in allen möglichen Schattirungen und Abstufungen bilden, muß auch die Behandlung, welche man den Einzelnen angedeihen läßt, eine sehr verschiedenartige werden, und muß es nothwendigerweise vom Ermessen des Vorgesetzten abhängig bleiben, bei wem Nachsicht und Geduld, bei wem rücksichtslose Strenge anwendbar sei. Da nun auch der redlichste

Beamte, mit den edelsten Absichten und vieljährigen Erfahrungen ausgestattet, dennoch nicht vermag, das Innerste der ihm anvertrauten Personen zu durchforschen, so wird auch er nicht selten gezwungen sein, nach falichem Scheine zu urtheilen; Heuchelei wird auch ihn täuschen; ein erster unangenehmer Eindruck wird auch ihn mit ungerechter Abneigung erfüllen können. Dieses Unheil zog sich der Taubstumme Stephan zu. Tobias, dessen Gutmüthigkeit durch augenblicklichen Groll überhäubt wurde, that Nichts, dem Inspector eine bessere Meinung von dem „unverbesserlichen Gaulpelz und Landstreicher“ beizubringen. Er überantwortete den Gebundenen sammt allen auf ihn Bezug habenden Papieren, ließ sich „richtige Ablieferung und geschehenen Empfang gebührend bestätigen“ und eilte davon mit der nicht aus seinem Hiob'schen Familienherzen kommenden Aeußerung: Der Schmolian kennt seine Leute besser als ich; es thäte wahrlich Noth, daß man würde wie er und das letzte Fünkchen Mitleid mit dem Stiefel austräte, wie einen Fidiuß auf der Erde!

Stephan wurde einstweilen untergebracht.

---

### Viertes Kapitel.

---

Auch klugen, besonnenen, wohlwollenden Männern widerfährt es, daß sie durch vorgefaßte Meinungen und

entschiedene Antipathieen sich zu Vorurtheilen hinreißten lassen, die bisweilen in Ungerechtigkeit ausarten.

So blieb der Inspector des Zwangshauses nicht dabei stehen, daß sein neuer Gast ein trotziger, arbeitshauer Müßiggänger sei; er wollte ihn auch zum frechen, doppelt strafbaren Betrüger stempeln, indem er die Ansicht behauptete: Stephan sei nicht taubstumm, verstelle sich nur. Darüber gerieth er mit seinem guten Freunde und Gevatter, dem Geistlichen der Anstalt, in heftigen Wortwechsel. Pastor Pfeiffer brachte alle ersinnlichen physiologischen und psychologischen Gründe, so weit solche ihm irgend zu Gebote standen, gegen jene Zweifel vor. Es ist nicht möglich, sagte er, nachdem Stephan bereits acht Tage hindurch im Hause verweilte und durch jedes irgend gestattete Zwangsmittel zur mechanischen Handarbeit, wenn auch sehr wider Willen, gebracht worden war; es ist nicht möglich, daß ein Mensch sich so lange verstellen könnte, ohne nur durch eine Miene (mag er immerhin die Zunge beherrschen) zu verrathen, daß er hört, was um ihn, neben ihm, über ihn selbst gesprochen wird. Im Schlafe wenigstens müßte ihm bisweilen eine Silbe entweichen, ein Klagelaut; im Traume müßte sich das gepreßte Herz bisweilen Luft machen, und seine Zellengenossen müßten das vernehmen, würden es auch augenblicklich anzeigen, weil sie ihn sämmtlich hassen und deshalb scharf belauern. Doch Nichts dergleichen macht ihn verdächtig. Und was die Hauptsache ist: ich selbst habe stundenlang in ihn hineingeredet, mit den Tröstungen, Warnungen, Verheißungen der Religion.

Gäß' es irgend einen Weg durch das Gehör zu seiner armen Seele, meine Ermahnungen müßten ihn erschüttern haben. Doch auch das blieb wirkungslos.

Das glaub' ich gern, mein lieber Pastor. Sie würden eben so wenig auf ihn wirken, wenn er so deutlich hörte, wie Sie und ich. Solchen verhärteten Gemüthern ist nicht anders beizukommen, als durch Härte. Mit frommen Worten geht's nicht. Und bei manchen recht energischen Naturen schlägt gar Nichts an; sie würden tödtlichen Martern Troß bieten.

Kommen Sie mir doch vor, liebster Inspector, wie jener Reisende, Gott hab' ihn selig, der in einer Gesellschaft, wo über die Grausamkeit des orientalischen Lebendig-Spießens gesprochen wurde, die tröstliche Versicherung ertheilte, eigentlich wäre das Ding nicht so schlimm; die Delinquenten thäten nur so erbärmlich; er für seine Person habe Kerls am Pfahle zappeln sehen, die schon längst todt waren und sich nur aus Bosheit noch lebendig stellten!?

Das ist freilich etwas stark. Doch eine gewisse Wahrheit liegt auch dieser unsinnigen Uebertreibung zum Grunde. Es scheint mir höchst merkwürdig, wie häufig Menschen, die zu faul waren, sich und die Thiergen durch mäßigen Fleiß, leichten Erwerb redlich zu ernähren, wahrhaft übermenschliche Energie und Ausdauer entwickeln, sich auf unerlaubte Weise Geld zu verschaffen. Ein Dritttheil dieser Anstrengungen hätte genügt, ihnen ein erträgliches, vorwurfsfreies Dasein zu verschaffen. Eben so geht es mit Bettlern, die irgend ein

Gebrechen erheucheln, um zu rühren, Mitleid zu erwecken und dabei sicher zu bleiben vor der Zumuthung, sich ihr Brot zu verdienen. Die Entbehrungen, welche ihre Tüge ihnen auferlegt, wollen sie sich nicht verrathen, sind ungleich schwerer, als jene, welche eine geregelte Beschäftigung mit sich brächte. Dennoch harrten sie aus und zeigten eine Consequenz, die Bewunderung verdiente, wenn sie auf etwas Gutes gerichtet wäre. Ich fürchte, es steht so mit diesem Stephan. Denken Sie an mich, Pastor, über kurz oder lang wird er entlarvt sein!

So sprach der Ehrenmann aus voller aufrichtiger Ueberzeugung. Doch es sollte ganz anders kommen, und der Inspector Ursache finden, seinen Argwohn als einen ungerechten herzlich zu bereuen.

Stephan's Augenübel, wahrscheinlich die Folge vernachlässigter gichtischer und scorbutischer Leiden, nahm heftig überhand. Anfänglich wollte man auch die daraus hervorgehende Blindheit des Taubstummen für erlogen halten und hegte die Ansicht, er hoffe sich dadurch von der ihm lästigen Arbeit loszuschwindeln. Doch bald bestätigte der Arzt, daß der Kranke wirklich unfähig sei, sich ferner zu beschäftigen, und daß der fürchterbare Zustand der Lider alle Symptome sogenannter egyptischer Augenentzündung an sich trage.

Die Schmerzen dabei schienen unbeschreiblich zu sein. Zwar gaben sie sich nur durch schwaches, oft kaum hörbares Wimmern kund; aber dieses drang wie ein Ton aus Gräbern sammervoll aus der Brust, artete selten in einen lauten Klagejchrei aus und verstummte dann

wieder gänzlich, von festem Willen und eiserner Gewalt zurückgehalten. Oftmals sprach der Arzt sein Bedauern darüber aus, daß der Patient unfähig sei, durch mündliche Mittheilungen den eigentlichen Sitz der heftigsten Schmerzen zu beschreiben. Denn, sagte er, nicht selten theilt sich die vernichtende Krankheit der Eiber, in denen sie ursprünglich ihre Verheerungen beginnt, den Augäpfeln mit, und es wäre sehr wichtig, aus des Leidenden eigener Schilderung zu erfahren, wie weit es damit bei ihm etwa schon gediehen ist. Nicht nur, daß ich ihm einige Linderung verschaffen könnte; es wäre vielleicht möglich, ihm die Sehkraft zu retten. Jetzt muß ich in Blindheit umhertappen gleich ihm, und es steht sehr zu besorgen, daß er beide Augen verliert.

Diese und ähnliche Aeußerungen, in des Inspectors Gegenwart gethan und laut an diesen gerichtet, brachten im Benehmen des Taubstummen nicht die geringste Veränderung hervor.

Nun werden Sie doch endlich daran glauben, Freund, daß er in Wahrheit taub und stumm ist? fragte leise der Pastor.

Ja, entgegnete Jener, jetzt kann kein Zweifel mehr aufdämmern. Bindet sich der Armste nicht in seinen Qualen wie ein gemarterter Wurm? Gott weiß, jetzt thut es mir von ganzer Seele leid, daß ich bisher so streng mit ihm verfuhr. Dafür soll ihm von nun an auch Nichts versagt werden.

Doch das war zu spät. Die theuersten Heilmittel vermochten nicht den Fortschritt des Uebels aufzuhalten,

nicht die damit verbundenen Schmerzen zu mäßigen; keine Labung beruhigte, keine Pflege beschwichtigte den Gequälten. Sein Wimmern wurde zuletzt unerträglich für die neben ihm befindlichen Gefangenen im Krankenzimmer. Man mußte ihn in eine abgesonderte Zelle betten. Der Wärter, welcher ihm beigegeben ward, wollte nicht aushalten. Täglich schickte man ihm dann einen neuen, und Einer wie der Andere versicherte, daß sei um verrückt zu werden.

Der Sommer ging zu Ende; alle übrigen Bewohner des Arbeitshauses, mochten sie noch so unglücklich, noch so hoffnungslos sein, durften sich doch wenigstens der Hoffnung hingeben, ihn im künftigen Jahre wieder grünen zu sehen und ihn, wenn sie bis dahin noch nicht entlassen, noch nicht frei waren, im Garten zu begrüßen, wo man sie bisweilen arbeiten ließ. Nur für den Taubstummen war auch diese Hoffnung erloschen. Zu der geistigen Nacht, in welche er schon vorher verhüllt gewesen, hatte sich nun die irdische gesellt. Er sollte keinen Sommer mehr blühen, keine Wiese mehr grünen sehen: seine Augen waren ausgefloßen, und zwei leere, runde Höhlen senkten sich tief in das entstellte Antlitz.

Sei es, daß vielleicht die jetzt eingetretene Schmerzlosigkeit wohlthätig auf den so lange Gequälten wirkte; sei es, daß Befreiung von der Zwangsarbeit ihm Trost für die Blindheit gewährte; — er schien kaum zu entbehren, was er eingebüßt; er zeigte sich weniger verdrossen, weniger trozig als früher; und wenn es erlaubt wäre, von einem Menschen, der weder sieht, noch hört, noch



redet, diesen Ausdruck zu gebrauchen, so könnte man sagen: er war in seiner Art zufrieden und heiter.

Die Direction des Arbeitshauses, nicht berechtigt und noch weniger geneigt, einen zur Arbeit, folglich zum Erwerbe gänzlich Unfähigen unnütz zu füttern, traf ihre Vorkehrungen, sich seiner zu entledigen. In unserm Bienenstocke, pflegte der Inspector zu äußern, werden faule Drohnen nicht geduldet. Da er es aber nicht machen durfte, wie fleißige Bienen es mit jenen machen, so kam es zunächst darauf an, den Stephan irgendwo anzubringen, und das hielt verzweifelt schwer, weil seine Heimath, wie schon oft erwähnt, nicht zu entdecken war. Wohin mit einem blinden Taubstummen, der kein Geburtsrecht, keinen Anspruch auf eine Gemeinde nachzuweisen hat? Das machte wieder sehr viel vergebliche Schreiberei, und nach vielfältigem, mehrmonatlichem Briefwechsel blieb man dabei stehen, dieselige Behörde, welche ihn der Anstalt zur Correction überwiesen, müsse ihn gegenwärtig, wo er entschieden incorrigibel geworden sei, zurücknehmen; sie möge dann selbst sorgen, wie sie ihn wieder los werde und weiter schaffe.

Das Kreisamt zu Verle wehrte sich dagegen so lange als möglich, fand aber zuletzt keine Ausflucht mehr und mußte sich fügen. Winderle verwünschte tausendmal Herrn Schmolian, der ihnen durch seine „Fleischerhund-Packwuth“ diese Last aufgebürdet habe, und Herr Schmolian lachte sich in's Häuschen, wenn er zu Vater Hiob sagte: Anjeko werdet Ihr Guern Liebling bald wieder sehen, sothane Indiwidiwümmen sind wie das Glibdrei-

ßen; wer sie einmal gehabt hat, zu dem kehren sie gewöhnlich zurück. Sie sind von sehr anhänglicher Natur.

Es ist wieder Weihnachtsabend, oder will Abend werden. Der kurze Tag, den Kindern noch immer nicht kurz genug, geht seinem Ende zu, und liebende Eltern legen die letzte Hand an Ausschmückung der Bäumchen. Auch Vater Pancratiuß Hüb und Mutter Lucretia sind viel geschäftig. Der Kuckuck in der Wanduhr hat viermal gerufen, und Punkt fünf Uhr sind Sohn, Schwiegertochter und Enkel bestimmt zu erwarten.

Ich bin noch nicht darüber klar geworden, wie oft ich auch schon nachgesonnen habe, wem doch dieses schöne, echt deutsche, nordische Fest die größere Freude bringt: ob Denen, welche beschenkt werden, ob Denen, welche die Geschenke und Gaben vorbereiten. Alles recht abge- und erwogen, bin ich immer bei der Meinung geblieben, daß die Geber im Vortheile sind; besonders dann, wenn sie, was bester Wille mit vollen Händen darreicht, durch eigene Entbehrungen und Opfer erst erkaufen mußten. Darin ist der Armere so reich gegen den Reichen. Und heute waren es auch Pancratiuß und Frau Krezel. Diese fühlte sich dermaßen beglückt, daß sie ihren Gatten mehrmals „Vater Krezel“ anredete; das geschah nur in außerordentlichen Stimmungen. Die Kinder des Sohnes Tobias gingen bei weitem nicht so sparsam mit diesen Liebkosungsnamen um; bei ihnen folgte jedweder schmeichelnden Großmama Krezel ein zärtliches Großpapa

Krazel! und Beides heute noch recht oft zu hören, darauf harrten Beide voll ungeduldiger Lust.

Schon ein Viertel auf Fünf! sagte Hiob und rieb sich vergnügt die Hände.

Aber Vater, sprach Frau Hiob und hielt inne im Auspacken ihrer rothbäckigen Äpfel, die sie gerade stückweise um die verschiedenen Plätze der Ibrigen aus einem großen Henckelkorbe herauszuzählen und gleichmäßig zu vertheilen beschäftigt stand; aber Vater, hält nicht ein Wagen vor unserm Hause?

Kumpeln hör' ich ihn schon lange die Gasse herauf; — ja, er hält an. Na, das ist ein seltsamer Besuch am heutigen Tage.

Er trat an's Fenster, nachdem er seine Brille gepußt, blickte hinaus, und dann rief er: Ach Du mein lieber Himmel, sie bringen den taufstummen Steffen!

Der Inspector des Arbeitshauses war so barmherzig gewesen, Rath zu schaffen, daß für den Transport des Blinden ein Wagen gutgeheißen wurde; da jetzt nicht mehr zu befürchten stand, daß er sich der vorgeschriebenen Reiseroute durch die Flucht entziehe, so hatte man ihn ohne weitere Umstände auf den kleinen Blechtswagen gepackt und ihn dem Knechte, der das davorgespannte Pferd lenkte, zur Beaufsichtigung anvertraut. Dieser übergab nun an Hiob, was er von schriftlichen Ausweisen erhalten, half seinem steifgefrorenen Passagier vom Gefährte herab und berillte sich dann sogleich, die Stadt wieder zu verlassen.

O mein Heiland, wie ist er zugerichtet, wie steht er aus! jammerte Frau Lucretia; den hätte ich gar nicht mehr erkannt. Zugleich ließ sie beim Weihnachtstische Alles stehen und liegen, um nur gleich im Arrestantenstübchen zu heizen. Und ihren Mann ersuchte sie, eine Schale Suppe warm zu stellen, daß der „Eiszapfen aufthau.“ Hiob zeigte sich wohl ein wenig verdrossen über die Störung und wiederholte mehrfach: Konnten sie etwa nicht bis nach den Feiertagen warten? Doch aber gehorchte er seiner Frau, und bald gewann in ihm Neugier die Oberhand über den Verdruß. Er wollte erproben, ob dem für jede Mittheilung von Augen nun völlig unzugänglichen Stephan nicht dennoch eine Ahnung beizubringen wäre, daß er sich an einem ihm schon bekannten Orte und bei Menschen befinde, die ihm schon Gutes erwiesen hatten. Er geleitete ihn also nach dem Gemache, welches ihn vor einem Jahre beherbergt, führte seine Hand über Thürpfosten, Wände, Bettstatt, Stuhl, Tisch und Waschgeschirr, damit er die einzelnen Gegenstände betastend erkenne und sich daran freue. Als dies keine Wirkung hervorbrachte, legte der treuherzige alte Mann des Fremden kalte Hand auf den eigenen Kopf, ließ ihn die oft gesehene Perrücke fühlen, nahm diese dann ab, setzte sie wieder auf und wartete auf ein Zeichen des Erfolgs. Vergeblich. Stephan rührte und regte sich nicht; als wenn er in Wahrheit zu einem großen Eiszapfen festgestoren wäre und ihm kein warmes Blutströpfchen mehr in den Adern ränne, stand er unbeweglich da. Nun brachte die Hausfrau eine Schüssel mit Suppe.

Sie reichten ihm den Löffel, setzten ihn an den Tisch, schoben ihm die Schüssel hin, und er schlürfte gierig die heiße Nahrung. Dann lenkten sie ihn an's Lager, ließen ihn die wollenen Decken fassen. Er hüllte sich hinein, froh unter und regte sich nicht mehr.

Darf man das auch noch einen Menschen nennen? fragte Hiob sehr betrübt.

Raum, antwortete die Frau. Und doch . . . aber ich bitte Dich, Vater, es schlägt drei Viertel!

Und sie eilten, ihr Freudenwerk zu vollenden.

Stephan blieb allein.

---

### Fünftes Kapitel.

---

Tobias Hiob sammt Frau und Kindern mußten ein langes Weilchen vor der Thüre harren, bis sie, obgleich in soldatischer Pünktlichkeit erst mit dem Schläge fünf Uhr angerufen, Einlaß fanden. Die unvermuthete Störung und Unterbrechung hatte drinnen doch bedeutend aufgehalten. Zwei der Kinder wurden sehr unwillig wegen der Säumniß, die das heilige Christkind sich zu Schulden kommen lasse; doch das dritte, das jüngste, belehrte sie eines Besseren und setzte auseinander, sie möchten nicht unbescheiden sein, sondern bedenken, wie viele Lichter das gute Christkindlein heute zu besorgen und anzuzünden habe in der ganzen Stadt, die über hundert Häuser zähle, und daß es sich doch nicht zertheilen könne um überall auf einmal zu handthieren. Die älteste der,

Töchter setzten sich dagegen und fragte schnippisch: wofür hätte es denn die lieben Engel? die sollen gehorchen, wie wir der Mutter; aber sie werden halt auch mitunter ungehorsam sein und nicht gut thun, gleich wie wir.

Sicherlich, sagte die Mutter, und darin besteht nun Eure Strafe, daß Ihr heute so lange warten müßt. Vielleicht ist auch gar Nichts für Euch bereitet worden!?

O nein! riefen die Kinder, so schlimm wird es nicht ablaufen, gar so unsofsam sind wir ja nicht gewesen; ein Bißchen etwas haben wir schon verdient, wenn's auch nur ein paar Kerzen wären und ein paar Aepfel!

Und Pfefferkuchen! setzte der dicke Junge hinzu, indem er sich die Lippen belegte.

Da ging die Stubenthüre auf, und sie schwammen im Lichtmeer, wie die Fische im Teiche.

Dies schönste aller deutschen Familienfeste bleibt bei allem Jubel, bei aller Lust immer zugleich rührend, erweckt mehr oder weniger auch wehmüthige Gefühle bei älteren Personen. Am wehmüthigsten, am rührendsten wird es wirken da, wo es im schärfsten Gegensatze steht zu den häuslichen Umgebungen; also zum Beispiel in einem Gefängnisse. Darum stieß Vater Pancraz, als seine Enkel im lautesten Zauchzen den Tisch umtobten, seine Frau unbemerkt mit dem Ellbogen an, ihr zuflüsternd: Ob der da drinnen wohl auch einmal solch' einen Abend mag gehabt haben, Krezel, da er noch ein Kind war? Die Frau wischte sich die Augen mit der Schürze und antwortete: Wenigstens hört er nicht, wie lustig es hierzugeht, und wird ihn der Lärm nicht im

Schlafes stören. So gebe Gott ihm angenehme Träume, damit er am heiligen Abende nicht ganz leer ausgeht! — Man wird häufig finden, und ich habe es selbst schon oft beobachtet, daß Leute, die sonst gewissermaßen damit prunken, keiner Kirche anzugehören, sich sogar in schwachen, eiteln Stunden erlauben, diejenigen, welche streng an kirchlichen Formen, Festen, Pflichten festhalten, zu bespötteln, — daß diese, will ich sagen, beim Weihnachtsfeste ihre Gegnerschaft fahren lassen und sich dem allgemeinen Gebote christlicher Liebe gern und freudig fügen, daß sie Kinder werden. Tobias Hiob, der Sohn, der eigentlich so Etwas von einem Freigeist an sich hatte und zum Entsetzen der Frau mancherlei Bedenken und Zweifel hegte (die er freilich vor den frommen Eltern verbarg), befand sich in dieser Lage. Ihn ergriff die tiefe Bedeutung des Christbaumes auf's Innigste; er wurde, im besten Sinne des Wortes, dabei zum Kinde mit den Kindern. In weisem Gebrauch neuer Spielsachen, besonders gewisser musikalischer Instrumente, suchte er sie einzuwöhnen. Und nicht ohne Erfolg. Trommel, Trompete, Klimperkästchen überschrieen einander, schwiegen nur während kurzer Pausen, welche benützt wurden, eine Zuckernuß, eine gebrannte Mandel, eine getrocknete Pflaume ohne Rücksicht auf die daran haftenden Gold- oder Silbermassen zu verschlingen. Raum war eine solche Nascherei aufgezehrt (Tobias fraß mit), gleich setzten die jungen Künstler wieder ein, und er auch; er blies gewaltig, als ging es zur Schlacht; seine Lippen spielten bereits in Roth und Blau, theils von überschwenglicher

Anstrengung, theils von den grob aufgetragenen Farben des bunten hölzernen Trompetleins, die seinem Eifer wichen und vom Mundstücke auf seinen Mund sich übertrugen.

Wenn wir noch eine Frage im Haurie haben, Krazel, heute zieht das Beest nothwendig aus. Den Spektakel verträgt kein Vieh, höchstens eine Großmutter.

Sa wohl, Vater Krazel, eine Großmutter verträgt's. Laß sie immer machen, ist doch nur einmal im Jahre heiliger Abend!

Mit diesem ihren Lieblingeßpruche beruhigte sie den armen Pancratius, der sich denn in sein Schickial ergab, zwei Finger in beide Ohren steckte und still-dumm vor sich hin lachte, wie wenn's nicht anders wäre.

Der Tumult hatte seinen höchsten Punkt erreicht — denn nach menschlicher Voraussetzung und allen Erfahrungen gemäß, die über Zungen und andere körperliche Organe feststehen, konnten sie's unmöglich weiter treiben — da verstummten die Klänge, die den Vater Hiob theils mit Entzücken, theils mit Verzeißlung erfüllt hatten, plötzlich, und gleich darauf erhoben die drei Kinder, in die Falten des mütterlichen Rockes ihre Gesichter bergend, das ängstlichste Jammergeischi. Eine abenteuerliche Gestalt stand mitten im Zimmer hell beleuchtet von vielen Kerzen. Es war der Taubstumme, den Pancratius, da er ihn schlafend verließ, erst einzuschließen sich nicht mehr die Zeit genommen. Halb umhüllt von der langhaarigen braunen Decke, das Gesicht glühend von der Ofen-



hißte in seiner Zelle, nach dem Frost unterwegs, dabei die tief-dunklen Gruben im brennend rothen Antlitz . . . so trat er unter die Weihnachtsfreuden der Hiob'schen. Groß und Klein, Alt und Jung entsetzten sich vor der unerwarteten Erscheinung. Anfänglich wollten sich die Kinder gar nicht zu Verstande bringen lassen. Weder Großvater noch Eltern vermochten ihnen begreiflich zu machen, das schreckende Schreckbild sei nichts Anderes, als ein armer blinder Mensch. Nur die Großmutter fand den richtigen Weg, indem sie den Verstand der Kleinen durch Beihilfe des Gefühles anregte. Sie sagte ihnen, der Blinde sei nicht allein blind, was schon an und für sich traurig genug wäre, denn er könnte ja ihre Tannenbäumchen, ihre brennenden Kerzen, ihre Trompeter und Hanswürste nicht erblicken; er sei außerdem auch taub, das heißt, er höre nicht, wie sie jubelten und muscirten; er höre auch nicht, wenn zur Sommerzeit die Wachtel draußen im städtischen Getreideselde „pickwerwid“ rufe, was ihnen doch so prächtig gefalle, daß sie es gern nachahmten!? Aber ach, auch dies sei dem armen Blinden versagt, denn er könne weder einer Wachtel Sprache nachahmen, noch eines anderen Vogels, noch eines Menschen, denn er sei ganz stumm; folglich sei er dreifach unglücklich, da er nicht einmal sein Herz erleichtern, seine Leiden Niemandem klagen könne. Und vor einem Unglücklichen, setzte sie schließlich hinzu, darf man sich nicht fürchten, darf man nicht fliehen, den soll man bedauern, und wo möglich soll man ihn trösten.

Diese belehrende, herzliche Ermahnung wirkte so viel, daß die Kinder nach und nach ihre Köpfe zu Stephan hinwendeten und ihn mittheilend betrachteten.

Tröste ihn doch! Geh' doch hin und tröste ihn! sagten die kleinen Mädchen zu ihrem Bruder, dafür bist Du ja ein Junge.

Wie kann ich ihn denn trösten, Ihr dummen Mädel, wenn er taub ist auf seine beiden Ohren?

Der Junge ist unglaublich klug für sein Alter, rief Tobias in väterlichem Stolz.

Hat ihm denn kein Mensch eine Christbekehrung gegeben? fragte das größere der beiden Mädchen.

Niemand, erwiderte die Mutter, er hat keine Eltern mehr, er ist ganz allein in der weiten Welt.

Warum habt Ihr ihm nicht einen Baum mit Eichtern zurecht gemacht? fragte das Kind weiter, und die Großeltern erwiderten verlegen: sie hätten ja nicht ahnen können, daß der Arrestant ihnen heute schon eingebracht werde, und würde dieser ja doch Nichts gesehen haben, wenn gleich tausend Kerzen für ihn brennten.

Voll Schüchternheit näherte sich nun das Mädchen dem Stephan und sprach fast weinend: Du fremder Mann, Du hörst nicht und siehst nicht, und ich thäte Dir doch gern eine Freude machen zum heiligen Abend. Da riech' einmal, wie schön das riecht! Ich schenke Dir meinen bemalten Wachstock. Dieses Haupt- und Prachtstück ihrer Weihnachtsgaben steckte sie ihm eiligst zu, worauf sie sich dann sogleich hinter ihre Mutter verbarg.

Das jüngere der beiden Mädchen brachte den großen

Reiter von Pfefferkuchen, den sie noch verschont hatte, schob ihn auf den Wachsstock, daß dieser zwischen des Rosses Untergestell zu stecken kam, und liselte kaum hörbar: Von mir auch was, Du!

Das ist dumm, rief der Junge, ich hab' schon Alles verschnabulirt; zwei Äpfel sind noch da, die wollt' ich mir zu den Feiertagen auf dem Ofen braten. Die geb' ich Dir, Mann. 's ist heute Weihnachtsabend!

Muthig drückte er die schönen Vordorfer dem Stephan in die Rechte.

Der Mensch, der bis dahin unbeweglich gestanden, fing an heftig zu zittern. Dann führte er die Hand mit den Äpfeln empor, sog begierig den Duft der Früchte ein, woran er sich zu laben schien; doch zugleich verfiel er in krampfhaftes Schluchzen, kämpfte lange dagegen an und brach endlich, als er zu Athem kam, in die laut und deutlich artikulirten Worte aus: D meine Mutter!

Die Anweisenden wollten an Wunder glauben; sie umringten ihn und begrüßten ihn als einen Neugeborenen, sogar die Kinder jauchzten fröhlich auf: Der Stumme redet!

Er aber wies Alle mit den Armen zurück und sagte mehr ingrimmig wie gerührt: Laßt mich, Ihr Leute, ich hab' Euch betrogen; ich war in meinem ganzen Leben weder stumm noch taub.

Dies gesagt, bat er, sie möchten ihn mit seinen Geschenken allein lassen.

Tobias geleitete ihn in die Gefangenenstube.

Pancratius zog seinen alten Mantel über, setzte die

Nelzmüße auf und begab sich zum gestrengen Herrn Landrath, um pflichtgemäß Bericht abzustatten, daß der Taubstumme höre und rede, daß er nur blind sei, und daß seine (Pancratius) Enkel dem Verstorbenen durch ihre Gaben die Zunge gelöst hätten.

### Sechstes Kapitel.

War das Erstaunen über Stephan's Geständniß — (Tobias meinte, wenn er früher das Maul aufgesperrt hätte, führte er jetzt vielleicht seine Augen noch im Kopfe, und es würde überhaupt Vieles ganz anders für ihn geworden sein; weshalb auch der bisweilen nach Wig haschende Kreisbote seinen vorjährigen Reisebeobachtungen mit Bileam's Esel zu vergleichen sich bemühte, ohne irgend einen Anknüpfungspunkt für den Vergleich herauszufinden, außer das Sprechen nach hartnädigem Schweigen!) — war das Erstaunen in Hiob's Hause ein gewaltfames, überwältigendes, dem berechnetesten Theater-efecte eines auf Ueberraschung eingerichteten Schau-stückes ähnlich: so ging es darum doch nicht minder schnell vorüber, um den gewöhnlichen Betrachtungen nächstfolgender Tage Raum zu lassen. Hiob's wußten nun, daß Stephan sie betrogen habe, daß er sprechen könne, und nahmen ihn kurzweg für einen Betrüger, der sich ein Gebrechen angedichtet als Aushängeschild für die Bettelerei. Vergleichen war ihnen nichts Neues. Auch der viel-

erfahrene Winderle beurtheilte die Sache geschäftlich, und auf dem Kreisamte hieß es: Gleich nach den Feiertagen wird der Stephan zu Protokolle vernommen. Da werden wir nun endlich auch erfahren, wohin wir ihn zu schicken, und an wen wir uns zu halten haben wegen der für ihn gehaltenen Unkosten und Auslagen.

Nur der Landrath ging tiefer ein auf die psychologischen Eigenthümlichkeiten, die einer so unglaublichen Thatfache zum Grunde liegen könnten. Er sparte sich die erforderliche Zeit von seinen Erholungsstunden ab, um in langen Gesprächen mit Stephan dessen Vertrauen und durch dasselbe nachfolgende Selbstbekenntnisse ihm abzugewinnen, die wir dem Inhalte nach unverändert wiedergeben.

Ich bin — erzählte Stephan — vor achtundzwanzig oder dreißig Jahren — genau kann ich mein Alter nicht angeben — in T. . jenseits dieser Landesgrenzen geboren. Ich war das einzige Kind meiner Mutter. Mein Vater hielt einen Kramladen, den er mit geringen Mitteln eröffnet, nach und nach zum großen vielseitigen Geschäft empor gebracht hatte. Ihm gelang Alles. Er war unermüdlich in seiner Thätigkeit, und von seiner Umgebung verlangte er das Mämlische. Ich besinne mich aus frühester Kindheit auf die Klagen meiner Mutter daß er ihr gar keine Ruhe lasse, und daß sie bis in die Nacht hinein arbeiten und schaffen müsse. Als fünfjähriger Junge wurde ich schon angehalten, Kaffeebohnen oder Rosinen ausklauben und reinigen zu helfen wie es mit den Vorräthen für elliche hohe Kundschaften

geschah. Ich liebte meinen Vater nicht. Er hat mich nie geschlagen oder sonst ungütig behandelt, aber auch Nichts gethan, meine Anhänglichkeit zu erwerben. Er bekümmerte sich nur um sein Geschäft, er hatte nur die Absicht, Geld zu verdienen; alles Uebrige war ihm gleichgiltig, und von Zärtlichkeit und häuslichem Wohlbehinden konnte bei seiner Jagd nach Gewinnst nie die Rede sein. Zu solchen Nebendingen nahm er sich keine Zeit. Meine Mutter, die Tochter eines ärmlichen, halbrerhungerten Dorfschulmeisters, mag ihren Gatten wohl ohne Liebe geheirathet haben, um nicht zu verhungern, wie ihre Eltern. So viel ich mich auf sie erinnern kann, war sie eben nicht schön, doch sanft und lieblich anzuschauen. Sie fühlte sich gewiß nicht zufrieden in ihrer Ehe, kannte kein Glück — ich war ihr einziges. Wenigstens hat sie mir das täglich und stündlich wiederholt. Als ich kaum laufen konnte und ihre Worte nicht verstand, prägten sie sich doch schon in meinem Gedächtnisse fest ein, wenn sie mich mit Küßen und Thränen bedeckte und tausendmal sagte: Du bist mein einziges Glück! Sie war auch das meinige, und ich suchte auch kein weiteres. Umgang mit anderen Kindern kannte ich nicht. Durch Ungehorsam hab' ich meine Mutter nie getränkt. Sie that, was sie mir an den Augen absehen konnte; ich war frühzeitig schon stolz darauf, „ihr einziges Glück“ zu heißen und zu bleiben. Ich lebte nur in ihr, bei ihr, so wie sie nur mit und in mir. Sie lehrte mich lesen und schreiben, denn sie wollte nicht, daß ich mit den ungezogenen Kindern des Dries die Stadtschule besuche. Den Unterricht

mußte sie mir heimlich ertheilen, weil der Vater jede Stunde für Raub an seinen Geschäften hielt. Diese Heimlichkeit reizte mich an. Lehrstunden galten mir für etwas Verbotenes, wozu jedes Kind sich gezogen fühlt. Deshalb machte ich gute Fortschritte trotz dem entschiedenen Widerwillen, der sich schon damals in mir regte vor Allem, was körperliche oder geistige Anstrengung erfordert. Meine Mutter hatte immer blaß und leidend ausgesehen, anders war sie mir niemals erschienen. Daß dies Aussehen die Folge tödlicher, wenn auch langsam fortschreitender Krankheit wäre, wurde dem unerfahrenen Knaben nicht deutlich. Sie selbst deutete wohl in Augenblicken wehmüthiger Aufregung darauf hin, daß Gott sie von mir wegrufen könnte, und was dann aus mir werden sollte? Doch als ob dieser Gedanke allzu fürchterlich sei, suchte sie ihn immer wieder zu verschuchen, so daß er auch in mir nicht bleibend wurde. Ich mochte das neunte Jahr zurückgelegt haben und war für dieses Alter und meine Stubenerziehung schon stark und rüstig genug, da trat die Möglichkeit, daß meine Mutter sterben könne, zum ersten Male ernstlich mir vor die Seele. Wir feierten den Weihnachtsabend. Der Vater pflegte an solchen Dingen, die er nutzlosen Krimskrams nannte, nicht Antheil zu nehmen. Er blieb in seinem Laden und fertigte verspätete Kunden ab. Ich saß neben der Mutter, spielte mit meinen Geschenken und erfreute mich vorzüglich an einem großen Korbe ausgesuchter Aepfel, die für mein winterliches Vesperbrot ausreichen sollten. Einen nach dem andern nahm ich hervor, betrachtete die rothen Backen

und labte mich an dem frischen Obßgeruche, der mir klare sonnige Herbsttage und lustige Spaziergänge wach rief. Plötzlich faßte die Mutter mit beiden Händen meinen Kopf, küßte mich auf die Stirn und rief: Das Einzige versprich mir, mein Stephan, daß Du jedesmal an Deine arme Mutter denken willst, wenn Du einen solchen Apfel riechst! Ich wußte nicht, wie das gemeint war, noch wie ich es verstehen sollte. Verlegen gab ich ihr keine Antwort, sondern sagte nur: Mutter, Deine Wangen sind aber heute gerade so schön roth, wie der Apfel ihre, sie glühen recht! — Sie werden bald weiß sein wie der Schnee, der draußen liegt, sprach sie und küßte mich wieder auf die Stirn. Der Kuß war eiskalt. Das verwunderte mich, daß ihre Lippen kalt wären, weil doch Backen und Augen brannten. Ich fragte weiter nicht mehr, nur ging ich unruhvoll und bekümmert zu Bette, wie mit der dunklen Ahnung eines großen Unglücks. Auch weiß ich noch, daß mich die ganze Nacht hindurch verworrene Träume von Leichen quälten, obschon ich noch keine Leiche gesehen hatte. Erst gegen Tagesanbruch entschlief ich zum gesunden Kinderschlase. Zu meinem bängsten Ersäunen wurde ich am ersten Feiertage nicht durch der Mutter Morgenkuß erweckt; die Dienstmagd rüttelte mich unsanft auf, ich möchte mich eiligst ankleiden, der Geistliche wäre drüben, und Mama wolle mich segnen. Um was es sich in Wirklichkeit handle, vermochte ich, noch schlaftrunken, gar nicht zu durchschauen, nur daß mir ein schweres Unheil drohe, so viel begriff ich. Sie hatte, als ich an ihr Sterbelager trat, die letzten



Trostworte der Religion vernommen; jetzt streckte sie mir ihre bebenden Arme entgegen und wollte mich mit den letzten Mutterworten anreden, sie fand keine Kraft mehr dazu. Alles um ihr Lager und auf demselben schwamm im Blute. Drei Anfälle seit gestern Abend waren sich rasch gefolgt. Ihre Augen richteten sich im Erlöschen nach mir, nach meinem Vater, dann wieder auf mich. . . die blauen Lippen bewegten sich noch, als wolle sie ihn für mich bitten . . . eine Stunde nachher beband er sich in seinem Gewölbe, und ich kniete, Hände und Gesicht und Kleider von ihrem Blute besetzt, bei der Todten. Was zunächst mit mir geschehen, kann ich nicht genau angeben. Jene Tage sind mir ganz dunkel. Nur auf das Heben der Leiche besinne ich mich, auf mein Geschrei, und wie sie mich fortgezogen und in meine Kammer sperrten. Die Dienstmagd haßte mich, weil sie meinetwegen oft von der verstorbenen Mutter gescholten worden war. Jetzt nach deren Tode verstand sie sich meinem Vater unentbehrlich zu machen; ich sollte nur zu zeitig ihren Einfluß auf ihn und das ganze Hauswesen empfinden. Zunächst wurde ich, weil sie mich so viel wie möglich los werden wollte, in die Stadtschule geschickt, wo ich redlich nachholte, was ich bis dahin an Jugendstreichen und Unarten versäumt, und in dieser Beziehung der gelehrigste, obgleich in allem Uebrigen der faulste Schüler wurde. Meine arme Mutter war bald vergessen. Als ich das zehnte Jahr zurückgelegt hatte, gerieth ich in einen großen Schultumult, oder veranlaßte ihn vielmehr. Etliche größere Knaben behaupteten nämlich laut, mein Vater würde

seine Dienstmagd heirathen. Ich erklärte das für unverschämte Lügen, weil ich diese Person nicht minder haßte, als sie mich. Aus dem Streite, woran sämmtliche Mitschüler Partei nahmen, entstand zuletzt eine Schlägerei, die ganz ernsthaft wurde, einige Theilnehmer bekamen Wunden von scharfen Nadeln, und auch ich trug eine solche heim. Mein Vater zeigte sich erst ein Bißchen verlegen, als ich den Grund der Prügelei bezeichnete, dann aber ging er darauf ein und bestätigte, daß ich „eine neue Mutter haben würde.“ Auch äußerte er, es wäre nun seit einem Jahre Schulgeld genug für mich gezahlt worden und sei Zeit, daß ich erwerben helfe. Er machte mich zum Lehrburschen in seinem Laden. Glücklicherweise schrieb ich besser wie er (denn er, der sich vom Hausknecht zum Herrn aufgeschwungen, schrieb eigentlich gar nicht) und wurde dadurch den größten Arbeiten entrückt; mußte jedoch Tag und Nacht am Schreibpulte sitzen, was mir auch entsetzlich war. Augenschmerzen belästigten mich damals schon, und ich litt häufig an Entzündungen der Lider. Meine Stiefmutter machte diesem Namen Ehre. Sie ließ mich zehnfach büßen, was sie etwa meinwegen an kleinen Verdrüssen erlitten haben mochte. Doch hatte sie insofern ein Einssehen, daß sie den Vater hinderte, mich allzu sehr anzustrengen. Ihr erstes Kind blieb ihr letztes. Es hatte vier Wochen nach der Hochzeit schon in der Wiege gelegen, an welcher einst meine Mutter mich in Schlaf gesungen, wenn sie mich darin schaukelte. Mein Halbbrüderlein ward auf den Namen Adolar getauft, sah aus wie ein Affe und schrie wie ein

Zahnbrecher. Sehr oft rief mich seine Frau Mutter vom Schreibpulte und hieß mich den Schreibstisch umher-schleppen, bis er vom Brüllen müde einschlief. Dieses Geschäft, so lästig der häßliche, dicke Bengel mir wurde, schien ich dem ewigen Schreiben doch vorzuziehen, ich war nicht böse, wenn ich abgerufen wurde, und endlich setzte es meines Vaters Frau durch, daß ein alter, verkümmerter Ladiendiener für's Schreiben aufgenommen wurde, damit ich zum Kindermädel befördert werden könnte. Sie behauptete: ihr Adolar bedürfe meiner; Niemandem ginge das Kind so willig zu, als mir. Ich ließ mir die Veränderung gefallen. Kinderwarten galt mir für keine Arbeit; es bedurfte dazu nicht der geringsten Anstrengung, die ich vor Allem floh und verabscheute. Wir wuchsen neben einander fort, Adolar und ich. Er zum starken, kräftigen Kinde, ich zum privilegierten Müßiggänger. Bis zu meinem vierzehnten Jahre that ich buchstäblich Nichts weiter, als mich mit dem Kinde hin und her schleppen, unter den Obstbäumen auf grünem Rasen faulenzten, im Winter am Ofen hocken und dabei verdummen.

Ob ich bisweilen gedacht habe, oder ob ich immer nur Zeit und Stunden verträumte, das weiß ich selbst nicht mehr. Daß ich vor Papier, Feder und Dinte zuletzt ein wahres Grausen empfand, darauf kann ich mich noch sehr wohl besinnen. Auch Bücher waren mir verhaßt; wo ich zufällig eines erblickte, warf ich es zu Boden und stieß es mit dem Fuße von mir. Meine Stiefmutter war (natürlich ohne Vaters Wissen) eine eifrige Leserin

und holte sich Band um Band vom Leihbibliothekar; diesen abgegriffenen, schmutzigen Büchern eben hatte ich so manchen Fußtritt beigebracht. Bei ähnlicher Gelegenheit fügte sich's einmal, daß der Deckel des Einbandes aufklappte und ich des Titelfupfers ansichtig wurde, welches meine Neugier erregte: Vermummte Gestalten, blinkende Dolche, Todtenschädel, im Hintergrunde ein Gerippe! Wie im Traume griff ich darnach und fand eine furchtbare Räubergeschichte, wo es von Mordthaten und Liebeschwüren wimmelte. Eine Eigenschaft meiner fast thierisch gewordenen Seele wachte bei Durchlesung dieses elenden Nachwerkes gewaltig auf: die Einbildungskraft! Sie entriß mich unsern Umgebungen und führte mich in eine völlig neue Welt. Von diesem Tage wurde ich der begierigste Bücherverschlinger. Das Unwahrscheinlichste, Widersinnigste galt mir für das Schönste, und meiner Stiefmutter Geschnack und Auswahl versorgten mich reichlich damit. Ich lebte nur noch in verrückten Träumereien und Einbildungen: unser Obstgarten galt mir für einen undurchdringlichen Wald, der alte haufällige Backofen für Burgruinen, der Hofhund für einen reißenden Wolf, Adolar für einen geraubten Prinzen, und der kleine Junge gerieth gegen den Spätherbst hin mehrmals in Gefahr zu erfrieren, weil ich bis zur sinkenden Nacht mit ihm draußen auf einem morschen Apfelbaume versteckt blieb, damit die uns verfolgenden Ritter seines Vaters, des Herzogs, uns nicht entdecken möchten.

In dieser Verfassung mußte es keinen geringen Ein-

druck auf mich machen, als ich eines Tages an der Ecke unserem Hause gegenüber den Theaterzettel angeschlagen sah, welcher „Die Räuber“ verkündigte. Eine reisende Truppe verweilte schon seit etlichen Wochen am Orte. Keine ihrer bisherigen Ankündigungen hatte mich irgend angelockt. „Die Räuber“ wirkten unwiderstehlich. Auch bildeten sie die letzte Vorstellung vor der Abreise der Schauspieler. Ich wendete mich an die Stiefmutter: wenn sie zufrieden mit meinen mehrjährigen Dienstleistungen für ihren Sohn gewesen sei, solle sie mich heute belohnen, solle mir gestatten, das Theater zu besuchen. Sie willigte ein. Der Vater brauchte Nichts davon zu erfahren; er that ohnehin, was sie befahl, und fragte selten oder nie nach mir. Ich empfing das Eintrittsgeld und war der Erste — im Paradiese. Verschiedene ehemalige Schulkameraden, jetzt Schuster-, Schlosser-, Schneider- und Töpfer-Lehrjungen, gesellten sich zu mir, deren Keiner mich anfänglich erkannte, weil sie mich so lange nirgend erblickt hatten. Sie waren nicht wenig erstaunt, da ich mich ihnen als gegenwärtige Kindermagd und dereinstigen Räuberhauptmann vorstellte. Doch meine Belesenheit verblüffte sie. Auch sie verriethen einige Neigung, künftig im Walde zu leben und in unerforschlichen Höhlen furchtbare Eidschwüre abzulegen.

Die Aufführung des Schauspiels „die Räuber“ steigerte unsere kindische Frechheit. Während der Zwischenacte stifteten wir ein Bündniß zu ähnlichen Zwecken mit Vorbehalt nächtlicher Zusammenkunft auf dem Galgenberge. Neu und überraschend war mir

Nichts, was dort auf der Bühne vor sich ging. Die Schauderszenen, welche abgehandelt wurden, hatte ich mir schon an den Schuhsohlen abgelaufen; denn was wollte das Bißchen Vaternord und Fluch und Brandstiften heißen gegen meine Romane? Nur Eines bestrebte mich: daß der große Räuberhauptmann Graf Moor den jungen Kosinski, der sich ihm anbietet, hart anlätzt: „Hat Dein Hofmeister Dir vielleicht die Geschichte des Robinson in die Hände gespielt?“ und so weiter; „man sollte dergleichen unvorsichtige Canaillen auf die Galeere schmieden!“ Wer war denn dieser Robinson? Gewiß ein noch größerer Nordbrenner und Räuber als der große Karl Moor selbst, den dieser beneidete und deshalb haßte!? Gleich am nächsten Tage schlug ich meiner Stiefmutter vor, das Buch dieses Namens und Titels in der Leihbibliothek einwechseln zu dürfen. Sie hatte Nichts dagegen, doch lachte sie mich aus und versicherte, das sei ein dummes Buch für kleine Kinder und vor lauter Tugendhaftigkeit langweilig. So fand ich es denn auch und quälte mich lange mit Zweifeln, warum wohl jener arme Hofmeister angeschmiedet werden sollte, der dem Kosinski den Robinson in die Hand gegeben. Wenn's weiter Nichts ist, dachte ich, als auf einer wüsten Insel sitzen? Da verstehen wir's besser, ich und meine Freunde.

Wir trafen uns wirklich in der Abenddämmerung auf dem Galgenberge zusammen. Die Andern hatten es sehr leicht, sie brauchten nur, sobald Freierabend wurde, anstatt sich wie sonst in den Gassen herumzutreiben,

hinaus zu laufen vor's Thor. In zehn Minuten waren sie beim kahlen Hügel, wo vor vielen Jahren das Hochgericht gestanden haben soll. Ich aber durfte ja den kleinen Bengel, den Adolar, nicht verlassen, folglich blieb mir Nichts übrig, als ihn mit zu den Versammlungen zu nehmen. Zu tragen brauchte ich ihn nur selten; er hatte seine vier Jahre hinter sich und lief schon ganz gut, nur sehr langsam ging's. Und dann wurde das Kind frühzeitig schlau und auf Alles aufmerksam, was wir besprachen, so daß wir uns bei unsern Verabredungen nicht genug in Acht vor ihm nehmen konnten. An Tagen, wo für den Abend Zusammentunft angesetzt war, ließ ich mich also keine Mühe verdrießen, meinen Halbbruder durch die ausgelassensten Spiele recht müde zu machen und abzuheßen, damit er draußen in sichern Schlaf sinken möge. Daß er in der Kälte erfrieren könnte, bedachte ich nicht. Ich dachte überhaupt an Nichts, als an meine Hauptmannschaft. Denn zum Hauptmann der Bande hatte ich mich gleich den ersten Abend erwählen lassen. Die Jungen gehorchten mir, weil ich ihnen hochtrabende Floskeln aus überspannten Büchern vorschwatzte. Doch nach und nach wurden sie des Schwagens überdrüssig. Sie verlangten einstimmig, daß ich ihnen Gelegenheit zu Thaten geben solle; zu Thaten, welche ihre Taschen mit Geld füllen würden. Ich wußte durchaus nicht, wie das im Reichthum unserer friedlichen Stadt, wo wir, bekannt wie die bunten Hunde, vor jedem kleinen Ackerbürger demüthig die Nüße zogen, sich bewerkstelligen ließe, und vertröstete sie

auf den Sommer, wo wir ausbrechen und in die Wälder ziehen wollten, die jenseits der nahen Grenze so blau und vielversprechend herüberwinkten. Doch damit ließen sie sich nicht mehr beschwichtigen. Sie machten die kühnsten Pläne und Entwürfe. Einer, ein Schneiderlehrling, schlug vor, meines Vaters Laden zu erbrechen, die Kasse zu rauben und dann sogleich in die Wäldungen zu flüchten. Ich solle von innen beihilflich sein. Dagegen lehnte ich mich entschieden auf. Nun wurde ich von Allen insgesammt der Heigheit beschuldigt und mir mit Entziehung von der Hauptmannswürde gedroht. Es blieb mir also nur übrig, in ein anderes, noch gefährvolleres Unternehmen zu willigen, sollte ich nicht gestürzt werden. Dies bestand in einem offenen Anfall auf den Mann, der am zweiten jedes Monats die in der Umgegend erhobenen Steuergelder dem Amte überbrachte und regelmäßig des Abends zwischen sechs und sieben Uhr aus dem letzten Dorfe anzulangen pflegte. Der Weg führt durch eine unbewohnte Strecke mit Strauchwerk kümmerlich bewachsenen Heidelandes. Dort sollte der Raubanfall vor sich gehen. Daß er gelingen müsse, darüber fand kein Zweifel statt, denn der Einsammler war ein schwächlicher, alter Mann. Sobald wir im Besitze der Summe wären, die er bei sich führte, wollten wir der Grenze zufliehen, wo der Wald uns vor Tagesanbruch schützende Zuflucht verhieß. Wir trennten uns mit dem Lösungsworte: Den 2. Februar um sechs Uhr am Kreuzwege! Darauf legten wir einen furchtbaren Eidschwur ab, den ich meinen Genossen feierlich versagte.



## Siebentes Kapitel.

Meine sechs Kameraden — ich der siebente — stellten sich am bezeichneten Orte pünktlich ein, Jeder mehr oder weniger zur Freveltthat gerüstet. Auch Messer fehlten nicht. Alle zeigten sich sehr ungehalten, daß ich auch heute als Kindermädel erschien und den nicht abzuschüttelnden Bruder mitbrachte. Einer drohte das Kind umzubringen. Ich machte ihnen begreiflich, sein Zurückbleiben würde Argwohn erweckt haben, und beruhigte sie durch Vorzeigung eines Fläschchens mit süßem Brantwein, welches ich meiner Stiefmutter, die auf dieses Fabul Etwas hielt und im Stillen manchen Tropfen kostete, entwendet hatte. Davon ließ ich meinen Adolar naschen, und er schloß unter einem Wachholdergebüsch wie ein Dachs. Wir mußten lange auf den Steuerboten warten, der Mann hatte sich diesmal verspätet. Dies harren kahlte den Muth der jugendlichen Verbrecher bedeutend ab, und der Ruf: „Dein Geld oder Dein Leben!“ erscholl weder kräftig noch drohend. Auch hatten wir den zu Beraubenden nach seinem Aeußern falsch beurtheilt; er theilte mit seinem Stode Schläge aus, die Nichts weniger als schwächlich klangen und auf den Köpfen und Schultern der Getroffenen tüchtig wiederhallten. Ehe eine halbe Minute verftrich, waren wir zerstreut wie Spreu vor dem Winde. Keiner hatte sich nach den „Blutbrüdern“ auch nur umgesehen; Jeder nur seine eigenen Gliedmaßen in Sicherheit gebracht. Ich war,

das will ich gern bekennen, zuerst ausgerissen und hielt mich weit vom Schlachtfeld hinter Sträuchern verborgen, bei denen ich später einige nachfolgende Flüchtlinge athemlos vorüberkeuchen hörte. Ich dachte an Nichts mehr, als an ungefährdete Heimkehr; meiner Hauptmannschaft fühlte ich mich völlig unwerth. Doch wie nach Hause kommen ohne Adolar? Es half Nichts, ich mußte umkehren, den schlafenden Knaben holen. Schreck und Angst verwirrten mir die Sinne, ich schwankte hin und her und rannte dem vorsichtig mit erhabenem Stode fortschreitenden Sieger gerade in die Hände. Es war wohl dunkel, aber doch nicht finstern genug, daß nicht ein bekanntes Gesicht zu erkennen gewesen wäre. Des Mannes Faust packte mich am Kragen, schüttelte mich, zog meinen Kopf bis an eine Stelle, die nicht vom Gebüsch bedeckt war, und da drangen in mein Ohr die fürchterlichen Worte: „Ab, Du bist dabei? schon recht!“ Darauf gab er mir einen Fußtritt, daß ich taumelte, und entfernte sich. Wahrscheinlich hab' ich mir nachher, wie ich mich nur ein wenig erholt, meinen Bruder auf den Buckel geladen und bin mit ihm heimgewankt. Ich sage wahrscheinlich, denn ich weiß nicht, was mit mir vorgegangen. Doch muß es so sein, weil wir am Morgen des 3. Februar Beide vorhanden waren, Adolar krank, fiebernd, und die Stiefmutter mir ein für allemal untersagte, des Abends auszugehen. Dies Verbot wäre nicht nöthig gewesen. Ich hegte nicht den leisesten Trieb mehr, unsere engen Mauern zu verlassen, mit irgend einem fremden Menschen zu reden, von irgend einem drohen-

den Auge gesehen zu werden. Nur zwei Gedanken kämpften mit einander in meiner gefolterten Brust; der eine sagte bei jedem Geräusch: „jetzt kommen sie, um Dich als Straßenräuber gefangen zu nehmen!“ der andere tröstete: „vielleicht hat er Dich doch nicht genau erkannt; und wenn er Dir für's Erste nicht mehr begegnet und nicht an Dich erinnert wird, vermischt sich Dein Bild in seinem Gedächtniß.“ Dieser Trostgedanke führte mich bei stetem Sinnen und einsamem Brüten auf den Entschluß, Nichts einzugestehen, man möge mir abfragen, was man wolle; lieber zu sterben, als mich durch unüberlegte Worte zu verrathen und in Widersprüche zu verwickeln. Und um dies sicher zu können, nahm ich mir vor, mich stumm zu stellen. Ich hatte etwas Aehnliches gelesen. Langsam bereitete ich nun die Ausführung dieses Entschlusses vor. Ich fing damit an, über Schmerzen im Munde zu klagen, daß mir die Zunge so schwer sei; wenn Adolar mit mir plauderte, gab ich ihm keine Antwort oder lautete nur unverständlich, was er natürlich der Mutter klagte, diese dem Vater mittheilte, welcher dann mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit äußerte: „das hätte dem Tagediebe noch gefehlt.“ Weiter geschah Nichts, und man ließ mich schweigen. Verrichtete ich doch die Pflichten eines gehorsamen Haushieres, und jetzt wahrlich gehorsamer und unterwürfiger als je, weil ich noch immer unter dem Drucke der Gewissenspein, der Missethäter-Angst dahin schlich. Doch wie Tag um Tag, Woche um Woche verging, der Gefürchtete sich nicht bliften ließ, keine Nachfrage von Seiten der Behörde

erfolgte; der Frühling wiederkam und hinaus rief — da wählte ich endlich Alles überstanden, war nahe daran, wieder meine Zunge zu gebrauchen, und wagte mich sogar in's Freie. Stieß mir etwa Einer von der Bande auf, dann schlugen wir gewiß Beide die Augen nieder und eilten an einander vorüber, gleich geprügelten Hunden. Zuerst zitterte ich vor der Möglichkeit, dem Steuerbotten zu begegnen, von ihm gesehen zu werden. Als sich das lange Zeit hindurch nicht trug, fing ich an es zu wünschen, wie man etwas Gefährliches fürchtet und wünscht zugleich, um zu erproben, was eben noch zu befürchten sei. Zuletzt wurde ich so tolldreist, den Mann zu suchen, indem ich die Gassen einschlug, durch die sein Beruf ihn führte. Mehrmals stieß er mit auf; doch er wendete sich zu anderen Beuten, die vorübergingen, und schien meiner gar nicht zu achten. Nun wurde ich unverschämt, und einmal, meinen Bruder an der Hand führend und Jenen auf der entgegengesetzten Seite der Gasse erblickend, grüßte ich ihn. Er sah sich um, ob auch nicht außer uns Jemand in der Nähe sei. Dann trat er auf mich zu und sprach leise: Deine selige Mutter war eine unglückliche, gute Frau; eine sanfte Dulderin. Ihr hast Du's zu verdanken, daß ich Dich nicht wieder erkennen will. Bess're Dich! Als er dies gesagt, ließ er mich stehen, wo ich stand, klopfte den Adolar auf die Backen und machte sich rasch davon, wie wenn er etwas Böses gethan. Alles was Recht ist, er handelte edel und meinte gewiß mir Gutes zu erweisen. Doch erwies er mir im Gegentheil das größte Uebel. Ich war nun

wieder sicher vor Entdeckung und Strafe, und anstatt meiner Mutter Andenken, dem ich diese Nachsicht verdankte, heilig zu halten, demselben einigermaßen Ehre zu machen, überließ ich mich aufs Neue dem heillosen Treiben meiner durch Müßiggang genährten übermüthigen Phantasie. Doch durch Schaden klüger geworden, vermied ich die Gemeinschaft anderer Burschen, über meinen eigenen Plänen allein brütend.

Ich hatte gehört, eigentlich erhorcht, daß zwischen der Stiefmutter und meinem Vater lebhafteste Zwistigkeiten entstanden waren, deren Veranlassung meine Zukunft abgeben. Mein Vater warf ihr vor, daß sie mich ihrer häuslichen Bequemlichkeit halber aus dem Geschäft gerissen, mich zu einem blödsinnigen Faulenzger gemacht habe, der sein Brot vor den Thüren werde betteln müssen, wenn nicht noch bei Zeiten eine Aenderung geschehe. Er ist jetzt fünfzehn Jahre vorüber, der Stephan, ziemlich stark ist er auch, ich werde ihn bei einem Zimmermann in die Lehre geben, ein paar Meilen von hier, den ich als einen strengen Mann kenne. Die Arbeit wird ihn munter machen und aufwecken. Vielleicht, daß er noch einmal zu sich kommt! hier ist Nichts mehr mit ihm anzufangen, und im Gewölbe mag ich ihn nicht, um keinen Preis. Mag ihn überhaupt nicht sehen. Er ist mir zuwider, so zuwider wie seine Mutter mit ihrer barmherzigen Jammermiene.

Nachdem ich erst einige ähnliche Aeußerungen, denen die Stiefmutter nur schwache Einwendungen entgegenstellte, aufmerksam belauscht hatte, waltete kein Zweifel

mehr ob, was zu beginnen sei. Meinen Vater glaubte ich haßen zu dürfen; damit vergalt ich ihm ja nur, was er mir gab. Daß man mich von der kleinen Erbschaft zu Adolar's Vortheil ausschließen wolle, durchschaute ich auch. Und auf einem Zimmerplatze die schwere Art führen, von früh bis in die Nacht angestrengt arbeiten — arbeiten überhaupt! — das erschien mir das Größlichste auf Erden. Ich suchte meine „schwere Zunge“ wieder hervor; traf allerlei Anstalten, mir erliche Groschen zu verschaffen, die ich da und dort im Hause zusammenraffte, und eines Abends, bei heftigem Unwetter, schlüpfte ich aus meiner Kammer, kletterte über den morischen Gartenzaun, rannte, was mich die Füße tragen wollten, durch Dick und Dünn und paßirte vor Tage noch glücklich und unangefochten die Grenze. Da durchstreifte ich nun die Waldungen, in denen ich als Räuberfürst herrschen gewollt. Aber in meinen Anprühen herabgeunken, hatte ich jene prächtige, blutige Rolle mit der eines stummen Bettlers vertauscht, wozu ich mich auch besser eignete. Ich führte sie täuschend durch, erregte überall Mitleid, erhielt viel Geschenke, wurde sogar von mildthätigen Frauen gewarnt, wie ich vermeiden könnte, die Aufmerksamkeit der Behörden zu erregen. Insofern ging es mir sehr gut. Was mich aber peinigte, war die kaum zu besiegende Neigung, die ich empfand, manche an mich gestellte Fragen über Heimath, Herkunft und dergleichen mit lügenhaften Worten zu erwiedern, wenn meine Geberdensprache nicht ausreichte oder nicht verstanden wurde. Einige Male war ich schon

nahe daran herauszuplazen. Ja, ich fühlte bisweilen das Bedürfniß zu reden und konnte mir, wenn es allzu stark wurde, nicht anders helfen, als daß ich Thiere, die mir aufstießen, herrenlose Hunde, Vögel, sogar Bäume ansprach. Einigen Fröschen, die bei einem Sumpfe, wo ich lagerte, in der Sonne saßen, hab' ich meine Lebensgeschichte erzählt, so ernsthaft und so umständlich, wie wenn sie meines Gleichen wären. Doch weil diese Erleichterung immer nur vorübergehend war und ich fortwauernd fürchten mußte, mich bei theilnehmenden Anfragen zu verrathen, so beschloß ich, auch das Gehör zu verlieren, und zog von jetzt an als Taubstummer tiefer in's Land.

Es gehörte anfänglich ein sehr fester Wille dazu. Durst' ich doch mit keiner Bewegung andeuten, daß ich hörte, was sie über mich äußerten. Bald gelangte ich auch darin zu einer gewissen Sicherheit, und das gewährte mir bedeutende Vortheile. Erstens vergrößerte sich dadurch die Wohlthätigkeit der Menschen, die mich herzlich beklagten; zweitens legten sie sich keinen Zwang an in ihren Meinungen und Ansichten über mich. Das wurde mir sehr ersprießlich, denn es gewährte mir Einsicht in etwa drohende Gefahren, und ich hatte immer Zeit zu verschwinden, wenn Einer oder der Andere die Absicht laut werden ließ, mich als Landstreicher festzuhalten und meine Aufnahme in ein Taubstummeninstitut zu vermitteln. Davor bangte ich am meisten. Nicht allein aus Furcht vor Entdeckung meines Betruges; hauptsächlich, weil ich vernommen, daß die Taub-

stummen belehrt, unterrichtet, zu regelmäßiger Beschäftigung angehalten würden. Lieber wollte ich Hitze und Kälte, Hunger und Durst erdulden, lieber in feuchten Höchern übernachten. Doch diese Entbehrungen kamen nicht so häufig vor, als man denken sollte. Fast in allen Ländern, die ich durchstreifte — und ich habe mich binnen fünfzehn Jahren weit herumgetrieben, wie begreiflich — fand ich Schutz, Nahrung, Obdach. Aufgegriffen wurde ich sehr häufig, doch fast jedesmal wieder entlassen, weil die kleinen Vorbehörden stoch waren, wenn sie einer Last ledig wurden, die sie nirgend unterzubringen mußten. Wo sie's aber genauer nahmen und mich nach einer Stadt abliefern wollten, entpang ich unterwegs, nachdem ich meinen Begleitern Vertrauen eingeflößt und mich schwach-sinnig gestellt hatte. Wo ich überall gewesen, wie weit ich mich herumgebettelt habe, das müßt' ich heute lügen, wenn ich es genau beschreiben sollte. Eben so wenig bin ich mit der Zeit und mit meinem Lebensalter ganz im Klaren. So viel ist mir bekannt, daß im vorletzten Sommer etwa vierzehn Jahre seit meiner Flucht verstrichen waren; denn ich hab' ein Zeitungsblatt am Wege aufgelesen, wo Hühnerknochen hineingewickelt waren, welche Reisende aus dem Postwagen warfen. Und da stand's gedruckt — dazumal hatte ich noch Augen im Kopfe — ich sei verschollen, und das Gericht fordre mich auf, zu erklären, daß ich wirklich todt sei. Ich dachte, so hätt' es heißen. Mußt' ich doch lachen!

Wie sie mich hier am Orte erwischt haben, das brauch' ich dem gestrengen Herrn nicht zu erzählen. Da es ge-



rade Winter war und die Behandlung beiden alten Hiobs im Kreißegefängnisse recht leidlich, so ließ ich mir's gefallen. Zum Frühjahr, wo ich dann in's Correctionshaus transportirt wurde, hätt' ich dem Tobias zwanzigmal entweichen können; that's aber nicht, weil ich die Krankheit in den Augen schon spürte und wollte mich erst auscuriren lassen. Denn zum Landstreichen muß Einer gut sehen, sonst ist's verspielt. Wie ich das Stadthor von Bergiß ansichtig ward, kriegt' ich Angst vor der Arbeit. Da war's zu spät, und ich versing mich in Stacketen. Nun kam die schwere Zeit. Sie wollten mich mit Gewalt fleißig machen. Brachten's doch nicht dazu samm allem Drohen, allen Fasttagen und Schlägen. Der Augenschmerz befreite mich von der Schinderei, darum ertrug ich ihn leichter. Nach und nach, wie er zunahm, und wie der Doctor zwar merken ließ, er würde mir vielleicht helfen können, wenn ich nicht taubstumm wäre; wie aber der Inspector hinwiederum meinte: jetzt zeigt sich's, daß wir ihm Unrecht thaten, — da that ich mir Gewalt an, mocht' es bohren, brennen, stechen wie Gift und Feuer. Die egyptische Krankheit nannten sie's. Ich dachte an die egyptische Finsterniß und tröstete mich mit dem Gedanken: bin ich erst recht blind, da muß ordentlich für mich gesorgt werden, und kein Teufel kann mich mehr zur Arbeit zwingen. Und mitten in meinen Martern lachte ich den Inspector aus, weil ich ihn für einen Narren hielt, und er mich für einen Taubstummen. Also wär' es auch verblieben. Nicht zehn Pferde hätten ein Wort aus meinem Munde gezogen. Da mußte sich's schiden,

daß ich zum heiligen Abende bei Hiobs wieder eintraf. Mußte den Jubel der Kinder durch die Wand hören, wie sie bliesen auf kleinen Trompeten. Das schnitt mir durch Mark und Bein, that mir weh und wohl, daß ich gerne geweint hätte; die Thränen wären auch vorhanden gewesen, kamen aber nicht heraus, denn warum, es sind ja keine Augen mehr da. Es zog mich vom Lager auf, zog mich mit Gewalt unter die Leute. Wußte ich selbst nicht, was ich da wollte; konnte doch nicht zurückbleiben. Noch stritt es in mir, Rührung und Zorn. Wie sie sich vor mir entsetzten und die Kinder schrieten, hätte ich am liebsten unter sie geschlagen. Hernach brachten sie mir Geschenke: den Pfeffertuchen, den Wachsstock; da wurd' ich schon weich. Wie ich aber die Äpfel in meiner Hand fühlte. . . . Herr Landrath, der Mensch ist ein curioses Ding. Er kann so viel ausstehen und erdulden; was ich ausgestanden habe, bis die Augen aus diesen zwei Höhlen herausgefloßen sind, das geht nicht auf alles Papier, was in Ihrer Kanzlei liegt! Und habe nur gewimmert, nicht eine Silbe geredet; bin stumm geblieben, sogar im Schlafe, wenn ich manchmal ein paar Minuten schlief. Na, sehen Sie, das hab' ich ausgehalten. Und den Geruch von zwei Äpfeln hab' ich nicht ausgehalten. Denn es war mir, als ob ich die Mutter sprechen hörte. Und ich hätte nicht länger bei der Lüge verharren können, um aller Welt Wunder nicht. Sonst hab' ich wohl Nichts mehr zu Protokolle zu geben?

---

## Letztes Kapitel.

Das letzte Kapitel wird sehr kurz ausfallen. Gestützt auf Stephan's Angaben, konnten sogleich die nöthigen Nachforschungen in seiner Heimath angestellt werden. Diese führten zu sehr befriedigenden Ergebnissen. Seine Stiefmutter war längst gestorben. Sein Vater, früh zum Greise geworden, hatte sich vom Geschäfte zurückgezogen, und Adolar, der Halbbruder, führte es unter der väterlichen Firma, die nur den Namen hergab, weil der Sohn noch nicht volljährig war. Den amtlichen Ausweisen lag ein offenes Schreiben des jungen Mannes bei, welches der Landrath dem blinden Stephan in Gegenwart sämmtlicher Hiob'schen vorlas:

Mein lieber Bruder! Du bist sehr unglücklich geworden, und ich frage nicht darnach, ob durch Deine Schuld. Ich halte mich nur an die Dankbarkeit, die in meiner Seele nicht erloschen ist, für alle Liebesdienste, die Du mir einst erwiesen; für alle Geduld und Treue, die Du für Deiner Stiefmutter kleinen ungezogenen Sohn gehabt. Ich bin jetzt der Herr. Sie ist todt. Unser Vater lebt — doch vielleicht hilfloser, gewiß schwächer, geistig unfähiger als Du. Für ihn ist Gegenwart und Vergangenheit ein leerer Raum. Nur ein Künkchen glimmt noch lebendig in dieser Asche, und dies regt sich und flammt empor, sobald der Name Stephan genannt wird. Dstmals hab' ich ihn in seinen verwirrten Selbst-

gesprächen klagen hören: Wenn doch nur der Stephan da wäre, daß ich mit ihm von seiner Mutter reden könnte. Gewiß ist er schon bei ihr! Und sie führen Klage über mich im Himmel, wo sie sind!? Aus diesen und ähnlichen verlorenen Aeußerungen, die mir jedesmal einen Stich in's Herz geben, kannst Du entnehmen, wie groß mein Bedürfniß wurde, nach meinen Kräften Dir Gutes zu erweisen und den traurigen Umständen gerecht zu werden, die mich in den Besitz Deines Vermögens brachten. Denn Dir gehört, streng genommen, was wir haben, wenn auch nicht mehr vor dem Geiege (welches schlaugenug umgangen wurde), doch vor meinem Gewissen. Urtheile daraus, wie gern ich Dich in Deines, in unseres Vaters Hauses empfangen werde! Welchen Trost Deine Gegenwart ihm, dem alten kindischen Manne bereiten kann! Du wirst bei ihm sitzen und ihm verplaudern. Du wirst ihn so wenig sehen, als er Dich, denn seiner Augen Licht ist auch vergangen. Aber seinen Händedruck wirst Du fühlen, wenn Du ihm sagst, daß Du bereuest und abbütest, was Du Sträfliches gethan; und er wird Dir dagegen sagen, wie er sich darnach sehnte, in Deinen Armen zu sterben. So komme denn hierher, seinen Wunsch zu erfüllen und dann bei mir zu leben, nicht wie der verlorene Sohn des Hauses, sondern wie der ehemalige Pfleger und Wärter meiner Kindheit und wieder gegenwärtige Pfleger unsers kindisch gewordenen Vaters. Es soll Dir an Nichts fehlen; wenigstens an der Liebe nicht, die Du seit Deiner Mutter Tode entbehren mußtest. Für

Deine bequeme Reise hieher ist Sorge getragen. Es erwartet Dich Dein Bruder.

Nachdem Stephan den Inhalt dieses Briefes vernommen, warf er sich auf die Kniee, faltete die Hände und ließ den Kopf sinken. Niemand störte ihn. Dann erhob er sich, suchte den Weg nach seiner Zelle, brachte die beiden Äpfel hervor, die er dort aufbewahrt, und bat Frau Lucretia, diese Früchte zu zer schneiden in so viele Theile, daß jeder Anwesende ein Stückchen erhalte, auch der Herr Landrath. Er selbst nahm auch eines, und eh' er es verzehrte, sprach er: Als Liebesmahl, zur Erinnerung an meiner Mutter Segen.

Junge, sagte Tobias zu seinem Knaben, bewahre die Kerne von den Äpfeln auf, die wollen wir in die Erde stecken, da müssen rare Bäume daraus wachsen.

**Ende.**



### III.

## Die Kröten = Mühle.







# I.

In tiefer Bergschlucht dicht an der Landesgrenze liegt ein Stein- und Schutthaufen, den die Bewohner kleiner Hütten im Gebirge „Ruine der Kröten-Mühle“ nennen. Zerstört sind jene Dämme, welche einstmal's den muntern Bach zu seiner Pflicht geleitet haben; leer und sumpfig, von struppigem Schilfrohre umwachsen, ist der Mühle-  
teich ein Tummelplatz neckender Irrwische und ein Lust-  
ort hundertjähriger Kröten geworden, die in lauen Som-  
mernächten, aus dem zerbröckelnden Gestein der Ruinen  
kriechend, ihren alten Kellerstaub abschüttelnd, sich im  
Schlamm Boden verjüngen. Drohend, als könne er bei  
jedem Donnerschlage, welcher durch die Berge nach-  
dröhnt, herabstürzen und den blauen Sumpf bedecken,  
ragt ein schroffer Felsenvorsprung weit herüber. Wer  
den selten betretenen Fußpfad entlang an dieser Stelle  
vorbeiwandelt, sucht einen Umweg zu machen, um der  
verruhenen Stätte so weit als möglich auszuweichen;  
und kein Bergbewohner, wenn er bei Mondenschein in  
die bedenkliche Gegend kommt, wird es wagen, seinen  
Blick zu jener Grotte zu erheben, welche sich über der  
Ruine im Felsenvorsprung zeigt, denn Jeder befürchtet,

eine weiße Gestalt zu schauen, die mit lockenden Geberden bisweilen am Eingange der düsternen Grotte stehen soll. Alles nun, was sich als Sage an die Kröten-Mühle und deren Andenken knüpft, will ich Dir, lieber Leser, jetzt erzählen. Ich weiß wohl, daß wir in in einem Zeitalter leben, wo der dunkle und thörichte Aberglaube, wie er noch vor einem halben Jahrhundert aus Kinderstube und Ammenmund ertönte, siegreich beseitigt ist; ich weiß, daß wir sämmtlich höchst aufgeklärte, wissenschaftlich gebildete Leute sind, die mit Dampfswagen fahren und zu Gespenstergeschichten nur mitleidig lächeln; ich weiß, daß wir wissen, wie Alles zusammenhängt, was unsere Vorfahren in Erstaunen setzte, und weiß, daß unsere Knaben, die Cigarre im Munde die Brille auf der Nase und die Kuffe mit bayrischem Bier vor sich auf dem Tische, über Nichts mehr erstaunen können, weil das Bier sie er-muthigt, die Brille ihre Einsicht schärft und der Glimmstengel jedes Dunkel erleuchtet! Aber ich weiß auch, daß trotz aller Technik, Mechanik und Pöpsel, trotz aller Frühreife und Altklugheit die Träume jener Kinderstuben und Ammenmärchen oft noch ihr altes Anrecht auf das Menschenherz behaupten; weiß, daß des Wunderbaren Macht und Gewalt gelten wird, so lang' es un-aufgelöste Räthsel um uns, über uns, unter uns giebt; und weiß endlich, daß die Weisesten ohne Scheu einge-siehen, wie das höchste Ziel ihres Erkennens in dem of-fenen Bekenntniß liegt, über das Wichtigste Nichts zu wissen.

Und so möge denn auch mein Märchen von der

schönen Grethe seinen Platz finden. Es dreht sich um einen Aberglauben, der so alt ist, als die Geschichte; der unter verschiedenen Formen und mit wechselnden Gebräuchen immer und überall wiederkehrt, und der (wenn schon im Stillen!) vielleicht mehr gläubige Anhänger zählt, als glaublich scheint.

Margarethe, die Müllerin, war des alten Müllers Pflegekind gewesen und in des Greises spätesten Tagen sein junges Weib geworden. Dunkle, fränkende Gerüche lasteten auf jenem ungleichen Bündniß; denn in den Bergen flüsterte man sich zu, Grethe sei des Müllers leibliche Tochter. Ein altes, häßliches Zigeunerweib — welches denn freilich zu seiner Zeit auch ein Mal jung und hübsch gewesen, wie Zigeunerinnen es oftmals sein sollen — habe dem Vater sein Kind vor die Mühle gelegt, und dieser habe in einem Zeitraume von sechszehn Jahren vergessen gelernt, wer des Kindes Mutter und was sie ihm gewesen! Aber das Gerücht blieb Gerücht. Niemand wußte nähere Auskunft darüber zu geben; Einer wollte es vom Andern gehört haben; jeder Beweis, jedes nähere Anzeichen fehlte. Zudem war der alte Müller reich, und so saß er unangefochten in seinem steinernen Hause, verschanzt wie in einer kleinen Burg, und achtete des Geschwäzes nicht. Alles, was Gut und Geld dem irdischen Menschen gewähren können, das gewährten sie ihm, und er wußte es wohl zu schätzen. Er pflegte seines Zeichens so sorgfältig, daß er lange rüstig blieb und an des jungen Weibes Seite noch gar manchen Jüngeren beschämte. Auch hing die Hausfrau an dem alten Eheherrn, den sie

einst Vater genannt; ja, sie nannte ihn schmeichelnd noch immer „Väterchen“ und blieb ihm darum nicht minder treu in Gedanken und That. Beide galten für glücklich und wurden nicht weniger beneidet, als verlästert; was sich gewöhnlich vereint, bis denn die letzte Stunde dem Glück des Müllers ein Ende machte. Es mag ein schweres Ding sein um diese letzte Stunde, und denen, die da Ursache haben, zu fürchten, daß sie bei dem Tausch, der ihnen bevorsteht, nur verlieren können, doppelt schwer. So ging es auch bei Grethens väterlichem Gatten. Er konnte sich gar nicht losreißen vom Leben und von seines schönen Weibes thränenfeuchtem Anblick; schon sterbend raffte sich der zähe, willensstarke Mann ein um's andere Mal zusammen und sprach es geradezu aus, er möge noch nicht sterben! seine Zeit sei noch nicht kommen! der Tod solle sich zum Teufel scheeren! Ein paar Stunden lang ließ sich der Tod auch wirklich in's Bodstörn jagen und trat aus Rücksicht für den Muth des Sterbenden vom Kopfkissen zurück. Aber als der Alte, von Margarethens Lippen zur Ruhe geküßt, sich so weit vergaß, in einen erquickenden Schlummer zu sinken, da hatte er verspielt. Er wachte nicht mehr auf; Margarethe hielt eine kalte Leiche im Arm, und der Tod lachte sich in's Häuschen.

Nun war Grethe eine junge, schöne, reiche Wittwe. Der Müller, ohne sonstige Verwandte, hatte ihr sein ganzes Besizthum hinterlassen. In der Mühle ging Alles seinen alten Gang; die Mühlburschen versahen ihre Arbeit, wie sie's bisher gethan, weil der Alte, seitdem er

verheirathet gewesen, sich nur um die Frau bekümmert; und diese ließ Alles gehen, zählte die blanken Goldstücke, die jetzt ihr eigen waren, und tröstete sich schnell. Freilich, nachdem sie erst getröstet war, fing ihr die Zeit entsetzlich lang zu werden an. Goldstücke mochte sie nicht immer zählen; als der Vorrath erst einige Male durchgezählt war, fand sie keine Freude mehr daran. Ja, sie fühlte beim Anblick der blinkenden Münzen ein wachsendes Unbehagen und fragte sich wohl gar: was hilft mir all' der Reichthum, wenn ich mir keine Freude dadurch zu erkaufen weiß? Ein Tag verstrich wie der andere; Niemand wagte sie, die Herrin, zu schelten; Niemand wagte sie zu liebkojen. Und an Beides war sie vom Verstorbenen her so gewöhnt. Umgang mit Leuten aus dem Gebirge hatte sie, so lange sie verheirathet gewesen, nicht gepflogen; ihr Gatte hatte durch sein barsches, zurückstoßendes Wesen auch diejenigen fern zu halten gewußt, die um eines guten Trunkes und eines fetten Bissens willen der öffentlichen Meinung gern Troß geboten und mit den Müllersleuten Verkehr gehabt hätten. Ihre Mägde waren plump, dumm und roh; mit denen wollte sie Nichts gemein haben. Die drei Mühlburschen hatten sich niemals erdreisten dürfen, ein Wort an sie zu richten; das hätte der Meister übel vermerkt. Sie thaten es auch jetzt nicht, und nur der Älteste von ihnen, der eigentlich das Wort führte, redete mit ihr, was unumgänglich Noth that, von der Arbeit; nicht eine Silbe darüber. Er war ohnedies ein zurückhaltender, einsilbiger Kerl, ein Ausländer, Gorja mit Namen. Keines Menschen

Freund, war er gegen die jüngeren Gesellen streng und ernst und blieb es auch gegen seine Gebieterin. Dennoch hätte, wer sich darauf versteht, in eines finstern Mannes Auge zu lesen, nicht selten Seitenblicke wahrnehmen können, die der schweigende Horija auf Frau Grethe warf, wenn er sich unbelauscht wähnte; Blicke, die Funken zu sprühen schienen und bei äußerer Kälte und Gleichgültigkeit wildeß, inneres Feuer verriethen. Jakob und Ulrich waren ein paar hübsche, muntere Jungen; nur schüchtern und verzagt, wenn der Altgeßell in ihrer Nähe sich befand; und still und schweigsam, wenn sie befürchten mußten, von ihm gehört zu werden. Nicht gar lange vor des Alten Ende aufgenommen, fühlten sie sich noch immer nicht recht heimisch in dem unfreundlichen Steingeklüß. Ja, sie wären schon längst auf- und davongegangen, hätte nicht der Frau Müllerin Anblick sie festgehalten. So 'was Schönes hatten die armen Jungen noch niemals gesehen; meinten auch durchaus nicht, daß es auf Erden etwas Schöneres geben könne! Und vielleicht hatten sie so Unrecht nicht. Beide blieben oftmals bei der Arbeit stehen, wie die Bildsäulen, wenn Margareth in ihrer leichten Hausracht an ihnen vorüberging, und standen dann, ihrer fünf Sinne unmächtig, so an, bis Horija's scheltende Stimme sie wieder in's Leben rief. Dabei waren sie gegenseitig die besten Freunde und vertrauten in kindischer Offenheit Einer dem Andern die bittersüßen Gefühle, denen sie zum Opfer wurden. Jakob war blond und weiß, wie ein Mädchen, mit blauen Augen; Ulrich trug braune Locken und hatte

lebhafteste, braune Augen, sonst sahen sie sich ähnlich wie Brüder, und man hielt sie wohl auch dafür. Beide gingen nach einem Schnitt gekleidet, waren von einer Größe und Gestalt, aßen aus einer Schüssel, schliefen in einem Bett und theilten ein Liebesleid. Daß ihrer Zwei waren, und daß diese Zwei nur Einer zu sein schienen, immer unzertrennlich, bei der Arbeit, beim Mahl und bei der Ruhe, das mag wohl die schöne Grethe verhindert haben, Einem von ihnen manchmal ein freundlich aufmunterndes Wort zu gönnen; wozu sonst die Einförmigkeit ihres abgetrennten Daseins und die quälende Leere ihres Herzens sie getrieben haben würde, ob schon sie die Meisterin war und die armen Jungen ihre Diener. Ja, hätte Einer von Beiden Muth fassen mögen, ihr sein Herz zu gestehen, gleichviel welcher, sie wäre gewiß nicht unempfindlich geblieben. Aber eher hätten sie ja den Kopf zwischen die Mühlsteine gesteckt, gerade wenn der Bach am heftigsten trieb.

Nun war einmal in der Mühle Nichts zu thun; denn es war Sonntag und um die Mittagseunde, wo Gottes Sonne über den Fluren glüht und auch in die Bergschluchten wärmend bringt, und wo Mensch und Thier zu ruhen lieben. Die Mägde saßen reingewaschen und vollgeessen vor der Hausthür und legten die Hände in den Schooß.

Frau Margareth schlich, gelangweilt und verbrießlich, langsamen Schrittes der Taube zu, wo sie sich gähnend auf eine Rasenbank fireckte, zu versuchen, ob es ihr gelingen möchte, den ewig langen Tag um ein verschlafenes

Stündchen zu täuschen. Da hört sie, eben wie sie zu schlummern beginnt, hinter sich Schritte und erkennt die Stimmen der jungen Freunde Ulrich und Jakob, die sich, von dichten Büschen umgeben und ohne der Frau Meisterin Nähe zu ahnen, neben einander auf's weiche Gras legen. Ihr leises Gespräch wird fast vom Summen der Bienen übertönt, welche zu ihrer süßen Arbeit singen, und die schöne Schläferin will schon jenem sanften Schummerliede nachgeben, als plötzlich durch die Blätter ihr Name an ihr Ohr schlägt. Das macht sie munter, und nun horcht sie emsig auf. Da vernimmt sie denn mit bangem Erstaunen, welche glühende Leidenschaft für sie und ihre Schönheit in zwei jugendlichen, unschuldigen Herzen lebt! Vernimmt mit noch größerem Erstaunen, daß zwei so entschiedene Nebenbuhler zugleich so innige, vertraute Freunde sein und sich Lieb' und Leid aufrichtig gestehen können. Ihr wird gar seltsam um's Gemüthe. So nahe bei sich weiß sie nun die Neigung, nach der sie, wie nach etwas Fernem, Unerreichbarem, sich in langen, unruhigen Nächten vergebens gesehnt hat. Und sie versucht in ihrer Einbildungskraft die Burschen, deren Flüstern sie fortwährend hört, mit einander zu vergleichen, ihr Aussehen sich vor's innere Auge zu rufen; gleichsam zu prüfen, welchem der Vorzug gebühre. Vergebens! Die jugendlichen Gestalten verschwimmen in einander; braune und blonde Locken verwirren sich, blaue und dunkle Augen strahlen von einem und demselben Feuer; und kein bestimmtes Bild vermag die sehnstüchtige Träumerin gesondert festzuhalten. Da richtet sie den im



matten Thränenthau schwimmenden Blick, als ob sie von oben herab Klarheit suchte, durch die Blätter empor in's Blaue, und siehe: in den Aesten der alten Tanne, die ein Dach hoch über ihrer Laube bilden, sieht Margareth den finsternen Horrja sitzen, und wie ihre Augen den seinen begegnen, wird es ihr deutlich, daß er jenen gefährlichen Sitz mühsam erstieg, um sie, die Schlummernde, gierig zu belauschen. Hatten die Bekenntnisse der harmlosen Zungen wehmüthige Theilnahme bei ihr erweckt, so erfüllt Horrja's wilde Reckheit sie mit Furcht und Widerwillen. Bornig springt sie auf und verläßt die Laube.

Von diesem Tage an ward ihr Zustand um so peinlicher, je unliebenswürdiger Horrja mit seinem listig-tückischen Lächeln ihr erschien, und je weniger sie im Stande war, Ulrich und Jakob in ihrem Herzen von einander zu trennen. Sie hätte so gern, wär' es auch nur ein Spiel des Augenblicks geworden, mit Einem von Beiden angebunden; aber immer, wenn sie im Begriff stand, sich für Diesen zu erklären, trat Jener dazwischen — und so umgekehrt. Sie wähnte Beide zu lieben und liebte darum Keinen. Im Hause, im Garten fand sie nicht Ruhe mehr. Da nahm sie manchmal ihres seligen Herrn Rohrstab in die Hand, setzte einen großen Strohhut auf, machte den greisen Sultan, den ältesten der Mühlenhof-Hunde, von der Kette los und stieg, von diesem begleitet, in den Bergen umher. Sultan war zu seiner Zeit ein wildes, böses Thier gewesen. So lang' er Zähne hatte, durfte kein Mensch ihm nahe kommen

außer der kleinen Grethe. Jetzt war er alt, schwach und gebrechlich; des Lebens satt lag er in seinem Hause; nur wenn die Frau rief, erhob er sich, und mit ihr gehen zu dürfen fand er seine Kräfte wieder. Auf einer dieser Wanderungen, wo sie nur selten einem menschlichen Wesen begegneten, denn die schöne Wittwe suchte stets abgelegene Stellen, blieb Sultan plötzlich vor einem Strauche stehen und wandte seiner Gebieterin einen bittenden Blick zu, in welchem zugleich etwas Warnendes lag. Grethe begriff nicht, was dem sonst so muthigen Thiere begegnet sei, und rief ihn vergebens an, in den Strauch vorzudringen. Je lebhafter sie rief, desto ängstlicher zog sich Sultan zurück. Als aber eine kreischende Stimme aus der Hecke heraus seinen Namen rief, kehrte er auf der Stelle um und rannte, so rasch als seine alten Beine ihn tragen mochten, mit eingeklemmtem Schwanze und bangem Geheul auf und davon. Während Grethe vergebens hinter ihm her schrie, theilten sich die Dornengesträuche, und ein scheußlich anzusehendes altes Weib kroch hervor. Herrlich, meine Tochter, sprach die Alte, daß Du zu mir kommst; Du ersparst mir einen unnützen Gang; ich war auf dem Wege zu Deiner Mühle. Wittwe bist Du? Das ist gut! Du bist schön! Bist Du auch glücklich? — Wer seid Ihr? stöhnte Grethe kaum hörbar, daß Ihr mich Tochter nennt? — Wer ich bin? Je nun, ein altes Weib. Daß ich Dich Du nannte? Ei, sagen nicht alte Leute oftmals zu jungen: mein Sohn! ? Meine Tochter!? Das ist so eine leere Redensart. Manchmal bedeutet sie was — aber das geht Dich

Nichts an! Hab' keinen Kummer; fürchte Dich nicht vor mir. Ich begehre Nichts von Dir! Du bist reich, ich weiß wohl. Aber ich bin reicher als Du, denn ich brauche Nichts. Brauche Nichts von Dir. Vielleicht brauchst Du ein Mal mich und meine Hilfe! Deshalb wollt' ich zu Dir kommen, schon seitdem Du Wittwe bist. Nur nah' ich ungern der großen Mühle. Heiße, der Alte ist todt! Und wie steht es, Töchterchen, um einen Jungen? Wenn Du mein bedarfst, so ruf' mich. Hier oben findest Du mich, immer von Sonnabend zu Sonntag um zwölf Uhr in der Nacht! Hörst Du, Gretchen, Fleisch von meinem Fleisch! Wenn Du mich brauchst, — denn ich vermag den Liebestrank zu bereiten! — wenn Du mich einmal brauchst, Du weißt nun, wo Du mich findest! Rufe nur dreimal: Sibylle! Und Mutter Sibylle wird da sein! Mit diesen Worten vertrock sich die Alte wieder im Gebüsch, wo sie Gretche's Blicken bald entschwand. Unterdessen war es fast dunkel geworden. Von streitenden Empfindungen gepeinigt trat die Wittwe den Rückweg an. Dunkle Träume ihrer frühesten Kindheit, vereinigt mit den Erzählungen und Anspielungen jener Mägde, die vor länger als zehn Jahren in der Mühle gedient, beunruhigten sie und schienen dieser unerwarteten Begegnung eine niedererschlagende Deutung geben zu wollen. Als sie den Hofraum betrat, kam Sultan, der sie so feig und treulos verlassen, ihr wieder in's Gedächtniß. Sie ging vor seine Hütte und nannte ihn bei Namen. Ein dumpfes Gewinsel tönte heraus. Und als sie noch einmal „Sultan“ rief, schleppte sich der sterbende

Hund mühsam bis zu ihren Füßen, that einen tiefen Athemzug, als wolt' er heulen, — und war todt. Mußte sie doch weinen um ihn, und Jakob und Ulrich, als sie die Frau Meisterin weinen sahen, weinten redlich mit; gruben auch dem Dahingeshiedenen ein Grab im Garten, schön und tief, wie sich's nur ein vornehmer Herr wünschen könnte, wo sie der Bestie ordentlich anständig die letzte Ehre erwiesen; Alles der Frau Meisterin zur Lieb' und Ehre. Mit dieser jedoch stand es jetzt heftig schlimm und alltäglich schlimmer. Die Sibylle wich ihr nicht mehr aus dem Kopfe, so wenig als die Liebessehnsucht aus dem Herzen weichen wollte, und das junge, blühende Weib fing an zu kränkeln vor lauter Fülle der Gesundheit. Seitdem Sultan todt und begraben war, wagte sie auch nicht mehr in die Berge zu klettern, um so weniger, weil sie der alten Sibylle wider Willen zu begegnen fürchtete. Sollte jene Mißgestalt, sagte sie, während sie sich und ihre unbezweifelten Reize betrachtete, oftmals zu sich selbst, wirklich meine Mutter sein können? Sollten die Mägde mit ihren heimlichen Neckereien Recht gehabt haben? Sollte gar mein verstorbener Eheherr . . . , hier überkam sie ein inneres Entsetzen und tödtete für ein Weilchen jede Lebenslust und Liebeshoffnung, bis sie dann mit leichtem Sinn und warmem Blute die drohenden Warnungen wieder in den Wind schlug und in Sibyllens Anrede Nichts weiter mehr finden mochte, als den Unsinn einer halb Wahnsinnigen. Im Uebrigen geschah nichts Neues. Der Sommer grünte und blühte ruhig fort, ein Tag folgte

dem anderen, die Mühlräder drehten sich, die Forellen blühten im Bergwasser hin und her, die Amseln und Drosseln schwagten in den Erlenbüschen, die Mägde fraßen, wuschen und schliefen, Horrja schielte mit gierigen Blicken lauernd nach Margarethen, Ulrich und Jakob klagten sich ihrer Herzen Wund' und Weh', — und die Müllerin konnte nicht in's Klare mit sich kommen, welchen von Beiden sie hübscher fände. Schon fingen die großen Haselnüsse zu reifen an, und sie wußte immer noch nicht, woran sie mit ihrer Liebe war. Und weil sie vor Bergen und Felsen jetzt dunkle Scheu hegte, zog sie vor, im Thale hin zu schlendern, wo Gottes Natur sanfter waltete, und wo sie wohl auch den Leuten begegnete, die nach der Mühle mit Körnern oder sonst ihres Weges wandelten; vor denen sie aber doch — als wäre sie sich bitterer Schuld bewußt — erröthend die Augen niederschlug. Am liebsten waren ihr die frühen Morgenstunden, die voll erfrischendem Athem ihre heiße Brust kühlten, wenn sie, dem einsamen Lager entflohen, unbemerkt aus der Mühle schlüpfen und mit ihren kleinen, sauberen Füßen den Thau vom Grase streifen konnte. Stieg dann der Tag höher und senkte er sich wärmer in's Thal, da suchte sie ein stilles, umwachsenes Schattenplätzchen, wo sie sich recht unbemerkt ausweinen mochte. In solcher Einsamkeit fand sie Trost, der ihr nur getrübt wurde, sobald ein schelmischer Vogel durch's Gebüsch rauschte, und dann die Furcht, Sibyllens Antlitz werde jetzt gleich aus den Blättern hervorgrinsen, ihren Gedanken eine traurige Richtung gab. Wie aber

geschah der Ärmsten, als nun wirklich einmal die Zweige sich theilten und wirklich ein menschliches Angesicht ihr entgegen schaute! Doch Sibyllens war es nicht. Denn trug diese garstige Hexe auch schon den Anflug eines dunklen Bartes unter ihrer krummen Nase, so schien der Bart, den Margarethe jetzt erblickte, von ganz anderer Gattung, wie er sich so glänzend und zierlich gehalten über dem schönsten Munde wölbte, aus dem zwei Reihen perlengleicher Zähne freundlich herauslachten. Und bald folgte diesem Barte, diesem Munde, diesem edlen Kopfe der ganze Mensch in Gestalt des herrlichsten Jünglings, den sich ein junges Weib nur denken, wie sie ihn nur in ihren kühnsten Träumen sich selbst erschaffen könnte. Der stand vor ihr und sah sichtlich überrascht auf das Müllerweib im grünen Grase. Sie wollte eiligst aufstehen, aber vermochte es nicht, und als sie sich nur halb erhoben, blieb sie, auf ihrem Arm gestützt, regungslos, den Fremden anstarrend, wie wenn er ein Wesen höherer Gattung wäre, vor dem Sterbliche in Ehrfurcht verstummen müssen.

„Solche Geschöpfe wandeln auf dieser Erde umher? Solche Männer giebt es?“ Das waren die Gedanken, die in ihr aufdämmerten; in ihr, welche außer dem verstorbenen Gatten und seinen Gesellen nur unsaubere Landsleute gesehen und in Ulrich und Jakob bisher den Inbegriff männlicher Schönheit vermuthet hatte. Seinerseits dachte wieder der Fremde: „Solche Blumen blühen in diesem vergessenen Thale? Solche Weiber leben unter Zigeunern?“ Denn für eine Tochter dieses

ausgestoßenen Stammes war er geneigt seine unerwartete Begegnung zu halten, und er warf die Blicke rechts und links, jene Gefährten suchend, welche die Bande bilden möchten. Doch war ihre Kleidung so bürger-sam-ländlich, einfach und rein, ihr Wesen so bescheiden-schüch-tern, ihre verschämte Angst so ausdrucks-voll und wahr, daß er mit artigen Fragen nach ihrer Heimath und Herkunft forschte. Da kam denn bald ein zierlich Gespräch in Gang, und ehe sich's Grethe versah, saß der schöne Herr plaudernd neben ihr auf dem Rasen. Sie mußte ihm ihr ganzes Leben erzählen, und sie that es mit einer Offen-heit, die den Hörer entzückte, wobei sie freilich mit ange-borner Schlaueit jede Aeußerung zu umgehen wußte, die an die Geheimnisse ihrer Herkunft und Ehe, oder gar an ihre Furcht vor der alten Sibylle erinnert haben würde.

Horria jedoch sammt seiner verbissenen und fast tödtlichen Leidenschaft, so auch Jakob und Ulrich mit ihrer verschwiegenen und doch vielberedten Liebe, nebst allem Zubehör eigener Seelenkämpfe wurden treulich beschrieben. Wer hätte einer so reizenden Sprecherin widerstehen können, wär er auch zehnmal Bräutigam der schönsten und vornehmsten Braut gewesen? Wer hätte nicht, unmerklich näher rückend, Schulter an Schulter gedrängt und von der bezaubernden Erzäh-lung, wie von einem idyllischen Gedicht hingerissen end-lich die weiße, weiche Hand der Erzählerin sanft ergrif-fen, um in bebendem Drucke und zitterndem Gegendruck den Gang der kleinen Mühlgengeschichte theilnehmend zu

begleiten? Als nun Margareth mit der Schilderung ihrer Zustände bis auf den heutigen Tag, bis auf die jetzige Stunde gelangt war, da hielt sie forschend inne, als wolle sie dem holden Nachbar sagen: nun bin ich fertig, und was weiter mit mir werden soll, das hängt von Dir ab. Ich kann Dir meine Geschichte nur erzählen, so weit sie reicht; von heute an magst Du sie selbst machen! Der Fremde schien ihre Gedanken zu errathen, denn er sah bald verwirrt, bald verlegen in's Gras vor sich hin und suchte lange nach Worten, um den Faden des abgerissenen Gesprächs glücklich aufzunehmen. Weil es aber damit nicht sogleich gerathen wollte, so begnügte sich der sichere Weiberkenner für's Erste mit fortgesetzten Händedrücken zu reden, worauf Margarethe, obschon diese Sprache ihr neu war, voll bewunderungswürdiger Gelehrigkeit einging. Denn die Weiber lernen rasch, sobald sie wollen. Wenn ich aber sagen soll, was ich für das unbescheidenste Wesen auf Gottes Erdboden halten mag, so sag ich: eines Mannes Hand, die eine schöne Hand gedrückt und ihres Druckes Erwiederung gefühlt hat. Es ist, als ob der böse Geist in solchen fünf Fingern wohnte; sie können nicht Ruhe halten. Und so machte Grethens Fremdling seine Hand, die so warm und wohnlich in ihrer Hand lag (einen Diebesfinger um den anderen) los, bis er sie alle fünf frei hatte, und dann folgte der Arm, und nachdem er mit diesem erhobenen Arm seiner Nachbarin Nacken umschlungen und sie zärtlich herangezogen hatte, daß ihr Vordenhaupt recht fest an seinem Herzen lag, fragte der Bösewicht, anstatt,



schuldigen Dankes voll, jetzt seine Lebensgeschichte zum Besten zu geben, mit lächelnder Lippe: Wie heißest Du denn? Margarethe spürte keine Abneigung, ihren ehrlichen Namen zu nennen; sie nannte ihn dreist heraus. Weil sie nun aber auch gern des Fremden Namen gewußt, und weil sie doch mit sich nicht einig war, ob es sich zieme, sein Du zu erwiedern, so stockte sie lange, ohne zu fragen. Da fühlte sie — und ein ahnendes Zittern flog durch ihre Glieder — die härtige Lippe auf ihrer Stirn, auf ihrem Augenlid, auf ihrer Wange. Und Du? fragte sie zitternd. Stanislas, war die Antwort, doch Antwort und Kuß berührten zu gleicher Zeit ihren Mund, und die letzte Silbe des schönen Namens ging im Kusse verloren.

Das war ein langer Kuß. In ihm flammte der armen Grethe Leben auf. Sie wählte sich am Ziele. Thörin! wer hieß Dich im Uebermaß Deines Glückes diesen heiligen Kuß, die erste und letzte Seligkeit, stören, um jene eitlen Worte: „Stanislas, ewig mein!“ dem Geliebten in's Ohr zu hauchen!?

Das Wort ist ausgesprochen, — der Schatz versinkt. — Wie von einer Schlange gebissen fuhr Stanislas zurück, machte sich los aus Grethens Armen, sprang auf beiden Füßen empor und schaute wild um sich her, mit rollenden Augen und drohender Geberde. Margareth blieb am Boden sitzen und stierte zu ihm hinauf, mit einer Miene, als erwarte sie sehnächtig den Tod von seiner Hand.

Weib, hob Stanislas, nachdem er sich ein wenig

beruhigt, mit ernstem, aber nicht unfreundlichem Tone an, ich bin Fürst Stanislas \* \* \*. Meine Herrschaften liegen jenseit der Berge. Ich reise nach Falkenschloß. Auf der Landstraße ziehen meine Wagen und Diener. Des staubigen Weges satt, wollt' ich zu Fuß und allein durch diese Thalschlucht wandern, an deren Ausgang die Meinen mich erwarten. Wärest Du vor einem Jahre mir begegnet, wohl hättest Du mein werden müssen, und ich wäre Dein gewesen — wenn auch nicht auf ewig, wie Du meintest. Jetzt ziemt mir nicht mehr, was dem freien Jüngling gestattet war. Wir trennen uns, sehn uns nimmer wieder! Die junge Gräfin im Falkenschloß ist meine Braut, und bevor die Sonne zum dritten Male über Deinen Bergen aufgeht, bin ich ihr Gemahl. Leb' wohl, Margareth! —

Sie saß allein und weinte vor sich hin. Ein Fürst! Ein Fürst! wiederholte sie mehrmals, und kopfschüttelnd fügte sie hinzu: die junge Gräfin vom Falkenschloß seine Braut! Dann senkte sie traurig ihr Haupt und sah zum Boden, wo ihre Thränen in's Gras tropften. Glänzten sie doch wie Thau an den Halmen, die warmen Thränen, und blühten und flimmerten lustig im Abend-Sonnenlicht; so lustig, als ob sie Freudenthränen wären. Aber was blüht, was glänzt dort unten aus dem Rasen herauf? Das ist keine Thräne! das flimmert wie Gold! Das ist ein Ring! den hat der junge Fürst von seinem Finger gestreift, als er meine Hand in der seinen hielt! Inwendig eine Inschrift: Sophia — das ist sein Ver-

Lobungsring! Mag sie ihm einen anderen geben. Diesen Ring hat er getragen; dieser Ring ist mein!

Und mit ihrem köstlichen Kunde schlich die unglückliche Grethe langsam der Mühle zu.

## II.

In dem alten, neu ausgeputzten Falkenschlosse war große Bewegung und Unruhe. Diener rannten mit Kerzen durch Gang und Flur. Graf und Gräfin gingen unruhigen Schrittes auf und ab, und Sophia, Beider einziges Kind, schaute sinnend und nachdenkend auf den Schloßhof, wo die Leute ihres Bräutigams beim hellen Schein großer Stocklaternen und Fackeln sich und ihren Pferden Unterkunft suchten. Stanislaß war noch nicht eingetroffen. Vergebens hatten, seinem Befehle gemäß, die Seinigen ihn am Ausgange des engen Thalgrundes erwartet, wo er nur bei mäßigem Gange längst vor ihnen, die dem großem Umweg der Heerstraße folgen müssen, hätte eintreffen können. Sie waren, nachdem sie stundenlang seiner geharrt, einstimmig der Meinung geworden, ihr Gebieter habe, von Bräutigams-Ungebuld fürbaß getrieben, seines säumigen Gefolges nicht weiter geachtet, und sie würden ihn bereits im Falkenschloß treffen. So trafen sie denn glücklich ohne den Fürsten ein und erregten im Schlosse um desto größere Besorgnisse, als von allen Seiten drohende Wetter aufstiegen, die eine üble Nacht und anschwellende Bergströme befürchten ließen. Merkwürdig hätte einem unbefangenen Beob-

achter der Gegensatz scheinen müssen, den die Bewegung und sichtbare Ungestlichkeit der Eltern im Vergleich zu Sophia's Ruhe bildete. Während Vater wie Mutter von einer Minute zur andern die Hände rangen oder ihrer Angst durch laute Seufzer und durch den Ausruf: heilige Mutter Gottes, was ist aus ihm geworden! Luft machten, blieb die Tochter regungslos am Fenster stehen und schaute noch immer hinab in den Hofraum, als Wagen, Pferde und Diener schon untergebracht und ein Theil der Schloßbewohner, der nächsten Umgebung besser kundig, als des Fürsten Leute, mit Windlichtern hinausgeschendet war, den Verirrten zu suchen. Es war nicht Besorgniß um den Bräutigam, nicht Sehnsucht nach ihm, nicht der Ausdruck liebender Erwartung, was aus Sophia's Zügen sprach. Vielleicht hätte man stillschweigende Hingebung, willenlose Demuth, vereint mit jungfräulichem Stolz, mit kalter Unempfindlichkeit darin lesen können.

Liebte sie den Fürsten nicht? Ward sie vielleicht gar zu diesem Bunde gezwungen? O nein! Betrachtet nur die sanften greisen Eltern, denen all' ihre blühenden Kinder frühzeitig hinstarben, und die nur auf diesen Spätling ihrer frommen Ehe jenen Ueberfluß von Liebe häuften, welcher für eine große Kinderschaar ausgereicht haben würde. Nein, von Zwang konnte da nicht die Rede sein. Sophia behielt vollkommen freie Wahl. Sie hat den Fürsten vergangenen Winter in der großen Stadt kennen gelernt; sie hat sich ihm vom ersten Ersehen günstig und wohlgeneigt erwiesen, sie hat seine Werbung huldreich

angenommen, und sie hat auf die Fragen der Eltern mit festem Ton erwidert: Ich kenne keinen Würdigeren! Und so ist es auch. Sie sieht in ihm den hochgebornen, ihrem Range, ihrem Besizthum entsprechenden Gemahl. Gewiegt und auferzogen in der Ansicht, daß es ihre Pflicht und Ehre sei, den Beruf des Weibes als Gattin und Hausfrau vorwurfsfrei und sonder Makel zu üben, betrachtet sie Stanislas als einen willkommenen Lebensgefährten. Aber sie fühlt Nichts für ihn als Hochachtung, und wenn sie auch Augen hat, zu sehen, er sei der schönste Mann, seine Haltung die vornehmste, seine Sitten die edelsten, so ist doch in ihrer Brust noch kein Wunsch aufgestiegen, der zur Liebe führen könnte. Eine zu tiefe Kluft liegt zwischen ihrer reinen, durch kein Stäubchen eines weltlichen Traumes berührten Jugend — und zwischen jenen Bildern der Phantasie, welche ihr fremd blieben, welche ihr bei dieser Erziehung, dieser Umgebung, dieser mütterlichen Führung fremd bleiben mußten. Sie denkt der Ehe wie einer nothwendigen Form, einer herkömmlichen Uebereinkunft, gemeinsam ihr großes Haus zu führen, und erwartet im Gemahl eben nur den ritterlichen Begleiter, den hohen Beschützer, den weisen Verwalter ausgebreiteten Besizthums. Dabei von fester Gesundheit und unerschütterlichen Nerven, hält sie den Irrweg eines jungen Spaziergängers für unversänglich und zweifelt nicht im Geringsten, daß er wohlbehalten, wenn auch ein wenig durchnäßt, über kurz oder lang eintreffen werde. Scheint sie gleichwohl in tiefes Sinnen versenkt, so richtet sich dasselbe auf andere Gegenstände, als auf die Gefahren des Fürsten bei nächtlichen Ungeholsen, Kriminalgeschichten. V.

wittern. Die Anstalten, welche seitens der häuslich waltenden Mutter zum nahe bevorstehenden Hochzeitsfeste getroffen werden, haben Sophien stutzig gemacht. Fern von dem Flügel des Schlosses, der die zahlreich geladenen Gäste aufnehmen und in seinen reich ausgestatteten Gemächern beherbergen wird, hat sie im abgelegenen Säulengange mehrere neu eingerichtete Zimmer entdeckt, die bisher unbeachtet und verschlossen geblieben waren, zu denen ihr Fuß sie niemals getragen. Dort haben geschickte Arbeiter aus der Stadt mit regem Fleiße geschmückt und geschaffen. In reichen Falten hängen schwer-seidene Stoffe um die hohen, gothisch gewölbten Fensterbogen, welche mit bunten, kostbaren Glasmalereien ausgefüllt sind; wunderbar liebliche Tapeten bedecken ringsumher die alten steinernen Wände; mit rothem Sammet üppig ausgepolstert, laden tiefe, vergoldete Lehnstühle zur Ruhe ein; kleine Tische, mit tausendfältigen Spielereien beladen, schmücken Winkel, Nischen und Ecken, und im geheimnißvollsten, dunkelsten, kühlsten dieser hohen Zimmer, in dessen einziges Fenster dachlämmiger Eichen mit jungen saftgrünen Blättern äugelt, steht ein großes, breites, gar nicht zu beschreibendes Himmelbett, welches der erstaunt und besorgt Fragenden von einer bejahrten, niemals lächelnden Kammerfrau der alten Gräfin voll andächtiger Würde als „ihr hochfürstliches Brautbett“ bezeichnet worden ist. Sie hat nicht gewagt, weiter zu fragen und mehr zu erörtern. Sie kann nur grübeln, zweifeln, fürchten — sie begreift nicht, was dies bedeutet, weiß nicht, was ihrer wartet. Und noch hat die Liebe jene Brücke nicht für sie gebaut, auf welcher sie in ihren kindlichen

Gedanken vom stillen, unbelauschten jungfräulichen Lager zu diesem neuen Wohnplatz dunkler Zukunft wandeln möchte. Deshalb geht sie schon den ganzen Tag über nachdenklich sinnend umher; — deshalb machten die Besorgnisse der Eltern auf sie so geringen Eindruck.

Von drei Seiten zugleich leuchteten die Blitze. Diese Nacht wurde durch sie zum hellen Tage. In die Seufzer und Klagen der Eltern mischten sich dringende Stoßgebete, an den Einen gerichtet, der den Zug der Wolken leitet und dem Sturm gebietet. Sophia blieb unerschüttert; kein Zucken ihrer Wimpern folgte dem heftigsten Blitz, kein Beben ihrer Glieder dem krachenden Donner. — Da ist der Fürst! — rief sie plötzlich nicht ohne Lebhaftigkeit aus. Sie sah ihn beim Licht des himmlischen Feuers, unbegleitet und hastigen Laufes durch eine kleine Seitenthüre in den Schloßhof dringen. Er ist den Fußpfad herauf über die Felsensteile geklettert, — sprach sie zu den Eltern gewendet, — aber naß wird er sein! Man muß ihm seine Leute mit trockenen Kleidern entgegen-schicken! — Ueber die Felsensteile, den steilen Fußpfad herauf? jammerte der Graf.

Er liebt die Umwege nicht, sprach Sophia und schellte den Dienern.

Am frohlich lodernden Kaminfeuer saßen nach Verlauf einer Stunde Vater und Mutter, Bräutigam und Braut. Mit verklärten Blicken sahen die Eltern auf ihr junges, schönes Paar. Zum ersten Male, seitdem sie verlobt, wagte heute der anderswo so kühne Stanislas, schüchtern und verzagt wie ein Schulknabe, die Hand der

hohen Sophia zu fassen. Sie ließ ihm die Hand, als ob sie es aus Gehorsam gegen den künftigen Gemahl, aus Achtung für die anwesenden Eltern thäte. Aber nicht eine Regung dieser Hand verrieth, daß sie einem lebenden Wesen angehöre; kein noch so leises Zeichen gab dem bescheidenen Frager bejahende Antwort. Unwillkürlich mußte er nun der Müllerin gedenken. Armste Grethe, der Vergleich, wie ihn der durchlauchtigste Jüngling jetzt eben zwischen Dir und Deiner Nebenbuhlerin angestellt — zu Deinen Gunsten fällt er nicht aus. Wie eines trüben Rausches mußte Stanislas auf die Stunden im Mühlthale zurückblicken. Zur hellsten Klarheit erwacht, nahm er Sophia's himmlische Schönheit, ihre unentweihete Reinheit mit anbetender Begeisterung wahr, und als wollt' er Verzeihung erflehen für die flüchtige, bald beslegte Untreue an Margarethe's Seite, führte er die zierlich gegliederte, fast durchsichtige Hand seiner Braut lebhaft an den Mund. Das Erste, was seine Lippen berührten, war der Verlobungsring, den er ihr vor drei Monaten im glänzenden Kreise einer vornehmen Gesellschaft feierlich überreichen dürfen. Ohne zu wissen warum, bewegte er seine Linke, nach dem goldnen Pfande zu fühlen, welches der Graf ihm, dem künftigen Sohne, in der einzigen Tochter Namen damals an den Finger gesteckt; der Ring war fort!

Wer ihn trägt, mein lieber Leser, das wissen wir Beide. Der Fürst wußt' es freilich nicht, aber ahnen mocht' er's, denn finstere Runzeln fürchten sich in seine prächtige Stirn, und sein ganzes Wesen bekam einen Anflug von Düstlichkeit. Die Unterhaltung stockte. Stanislas zog seine Rechte von Sophia's kalter Hand zu-



rück und hätte am liebsten seiner Linken den treulosen Finger ausgerissen, der einen so kostbaren, glücksverheißenden Reifen nicht besser festzuhalten gewußt.

Da nun die Wetter ausgetobt haben und der helle Mond am blauen Himmel lacht, so dürfen wir uns, hob der alte Graf an, den' ich, unbesorgt zur Ruhe begeben; unser Fürst scheint ihrer auch bedürftig.

Sie brachen auf und gingen „Ein Jedes in sein Kämmerlein,“ wohin wir ihnen nicht folgen dürfen, weil daselbst Jeder und Jede ihren eigensten Gedanken nachhängen. Und so weit hat es noch kein Erzähler gebracht, daß er diese genau erriethe. Gewöhnlich sind es des Erzählers Gedanken, die er in solchen Fällen zu Markte bringt.

### III.

Frau Margareth saß denn auch in ihrem Stübchen und küßte den gefundenen Ring. Wie sie sich satt geküßt hatte, warf sie ihn auf den Boden, indem sie ausrief: er kommt von ihr! Dann aber rief sie wieder; Stanislas hat ihn aber getragen! Dann warf sie sich zur Erde und kroch in alle Winkel und scharrte in allen Ritzen, bis sie den Ring wieder am Finger hatte, den der Fürst an dem seinigen getragen, und die Küßerei fing wieder an. Dies beschäftigte unsere junge Wittwe so lebhaft, daß sie der Wetter, welche sich dick über dem Thal gethürmet, kaum achtete. Mocht' es blitzen, stürmen und krachen — sie küßte ihren Ring. Gerade als einer der heftigsten Donnerschläge das Haus bis in seine Kellergründe durchdröhnte, und alle Thüren und Fenster in ihren Fugen knackten und klirrten, öffnete sich Margarethens

Stubenthür, und Horria, der garstige Horria trat ein. Ehe Margarethe noch die herrliche Frage, wer ihm erlaube, in ihr Schlafgemach zu treten, vollendet hatte, stand er schon mit seinem Antrage vor ihr. Frau, begann er mit fester Stimme, wenn die Sonne scheint und die Grillen zirpen, ist mir nicht wohl in meiner Haut; dann hab' ich keine Courage und bin maukfaul. Aber bei einem Wetter, wie es gerade heut in den Bergen fliehet, fühl' ich mich aufgelegt zu Allem! Da wird einem tüchtigen Kerl beherzt zu Muth, und er möchte die Welt stürmen! Da hab' ich mir denn dieses Stündlein ersehen, Euch zur Frau zu begehren, — laßt mich ausreden, Margarethe! — Ihr mögt mich nicht. Aber das thut Nichts. Einmal mein Weib, werdet Ihr an mir hangen wie eine Klette. Ich weiß, was ich sage. Noch niemals hat Eine von mir gelassen. Ich war es, der ihnen den Rücken drehte, wenn ich ihrer satt war. Das werd' ich Euch nicht thun; weder Euch, noch der Mühle. Seid mein Weib! Ich weiß, was ich verspreche. Ich weiß auch, was Euch fehlt. Und bildet Euch nicht ein, Einer von den dummen Jungen könnt' Euch genügen. Zehn solche Knäbchen zusammen wie unsere Burschen geben noch keinen Horria. Ich bin der Mann für Euch, glaubt mir's und nehmt mich!!

Wie ein heftiger Donnerstoß seinen Eintritt in der Müllerin Zimmer vorbereitet, so bezeichnete ein ähnlicher jetzt den Schluß der frechen Anrede.

Unverschämter Mensch, sagte Grethe, wie mögt Ihr Euch erdreissen, so mit mir zu sprechen? Hab ich Euch jemals nur durch ein freundliches Wort zu solchen An-

trügen berechtigt? Möcht' ich doch eher zu meinem verstorbenen Manne in den Sarg steigen, als Euch zu meinem Herrn machen! Nie, niemals! Und morgen am Tage verläßt Ihr die Mühle.

Steht es so? erwiderte Horrja. Hm, ich dachte nicht, daß Eure Wittwenschaft Euch so bequem wäre; meinte, Ihr brennet vor Ungeduld, sie abzustreifen, wie ein schweres Tuchkleid in den Hundstagen. Sagt mir ein Mal die reine Wahrheit: wollt Ihr gar keinen Mann mehr nehmen?

Bin ich Euch Rechenschaft schuldig? rief hocherröthend die Gepeinigte.

Und den Purpur auf ihren Wangen wahrnehmend, lachte Horrja spöttisch auf: Also denkt Ihr wirklich an einen von den zwei Gelbschnäbeln? Nun, gut bekom'm's. Aber nehmt ihn wohl in Acht, bis er Euch in's Brautbett folgt, sonst könntet Ihr ihn eines Tages mit zerschlagenen Gliedern vor Eurer Thüre als Krüppel finden. Versteht Ihr mich? Aufgeblasenes Weibsbild! Ist doch bekannt, wer Eure Mutter gewesen, wenngleich über den Vater die Leute verschiedener Meinung sind. Sei's drum, morgen verläßt Horrja die Mühle. —

Gretche blieb allein, den wilden Kämpfen in ihrer Brust preisgegeben. Abneigung gegen den zudringlichen Werber, unbezwingliche Sehnsucht nach Stanislas stritten in ihr mit der quälenden Angst, durch Horrja's letzte Worte hervorgerufen. Gespenstig stand die alte Sibylle vor ihrer Einbildungskraft, und wie eine unabweisliche Zauberformel schlugen die nur halbverständlichen Worte, die sie ihr aus dem Dornenbusch entgegengekreischt,

wieder an ihr Ohr. Sie fühlte sich gedrungen, Silbe bei Silbe willenlos in's Gedächtniß zurückzurufen. Da kam sie auch an die Worte: denn ich weiß den Liebestrank zu bereiten! und kaum hatte sie diese in ihrer tiefften Bedeutung durchgedacht, als ein Fieberfrost wildester Begier mit unbefiegllicher Gewalt sie durchschüttelte, das Herz in ihrem Busen krampfhaft zusammenpressend. Dem Wahnsinn nahe warf sie sich auf's Bett, raufte ihre Haare, drückte vor Kälte klappernd ihren Kopf in die Kissen und riß gleich nachher, weil sie sich im Feuer zu verzehren meinte, ungestüm ihr Kleid in Stücke. Sie trieb es arg, die schöne Grethe; man könnte ihr zürnen, wenn wir nicht alle Eva's Kinder wären.

Zust! frische Zust! schrie sie dann weinend, von banger Raserei erschöpft, und stieß die Thüren, die Fenster weit auf. Siehe da: das Gewitter hatte sich zertheilt, getrennte Wolken ließen ganze Stücke voll Sternenhimmel durch, und derselbe Mond, der in sanfter Klarheit die hochgeborenen Bewohner des Falkenschlosses angelächelt, strahlte mit seinem räthselhaften Lichte auch auf die niedrig geborne Müllerin. Sie streckte ihre nackten, weißen Arme nach ihm empor, als wollte sie ihn zu ihrem Beistande herabrufen. Aber er kam nicht; recht wie ein vornehmer Herr, zu dem die Armen sich hin bemühen müssen, wenn sie Hilfe bei ihm suchen. Ach, Grethe hätte sich so gern zu ihm hinausziehen lassen, wäre es möglich gewesen, hätte gern ihr irdisches Theil der Erde gegönnt und wäre mit dem, was göttlich in ihr waltete, — denn in jedem liebenden Herzen, auch wenn es zuckt und bricht, wohnt Gott, — ihrem Leib entflohen. Doch hielt der Leib sie

so fest, und der Mond lodte nur, er erhob sie nicht. Elf Mal schlug die Wanduhr, und der alte Ruckuck im kunstreichen Werke wiederholte mit seiner hölzernen Stimme den Stundenschlag. Noch eine Stunde nur, sprach Grethe in's Grüne hinaus, und der Tag des Herrn beginnt. Eine sanftere Stimmung schien sich ihrer bemächtigen zu wollen, und schon neigte sich das wogende Herz gläubig zu frommer Entsagung, als wiederum das Bild der Zigeunerin und mit diesem die Erinnerung an deren Worte in ihr auftauchte. Hier oben findest Du mich immer von Sonnabend zu Sonntag, um zwölf Uhr in der Nacht.

Elf hat es geschlagen; bis Zwölf kann der Berg, wo ich sie traf, erstiegen sein! Den Liebestrank versteht sie zu bereiten! der Mond scheint — Gott sei mir gnädig, es muß geschehen! Bald war ein Mäntelchen über Grethens zerstörten Anzug geworfen, eine Börse voll schwerer Goldstücke eingesteckt, und mit einer Kraft, mit einer Gewandtheit, wie sie ihr in ruhigem Zustande niemals zu Gebote gestanden haben würden, schwang sie sich über die Fensterbrüstung hinaus, hing nur eine Sekunde lang, mit den Händen festgeklammert, unschlüssig in der Luft, ließ sich dann dreist auf den Erdboden fallen, kam glücklich auf beide Füße zu stehen und verfolgte alsogleich den kürzesten Weg, indem sie den Mühlgarten quer durchschnitt. Ein dumpfes Geheul, dem Zammern eines im tiefsten Keller versperren Hundes ähnlich, hemmte ihren raschen Gang. Sie horchte auf und glaubte die heisere Stimme des treuen Sultan zu hören; wirklich stand sie auf dem kleinen Grabhügel, den die Burschen ihm gewölbt. Noch

einmal sank ihr Muth; schon wollte sie umkehren. Da trat der Mond wieder in voller Macht hervor; dies Erscheinen galt ihr als Zeichen der Ermunterung; sie überstieg den Zaun des Gartens, und binnen drei Viertelstunden fand sie sich, athemlos vom raschen Steigen, am Ziele der unseligen Wanderung. Dort zeigte sich jenes struppige, wildverwachsene Dornengebüsch; leicht kenntlich, weil es das einzige auf dem Rammte der Berge war; man sagte, es verhülle in seiner weiteren Ausdehnung den Eingang zu verrufenen Höhlen. Kalter Winter strich über die Berge. Margarethe klimperte vor Angst mit den Goldstücken in ihrer Tasche, ob es ihr vielleicht gelingen möchte, durch diesen Klang die ersehnte Gefürchtete aus dem Schlupfwinkel hervorzulocken, da sie den Namen „Sibylle“ laut auszusprechen nicht Kraft genug in sich verspürte. Lange währt' es auch nicht, so zeigte sich das Schreckensweib. Schon heute, schönes Töchterlein? rief sie der verbleichenden Grethe entgegen. Und was bringst Du mir?

Mit zitternder Hand hielt die Müllerin das Gold im Schatten des Mondes der Alten vor die Augen, die es hastig nahm und dabei murmelte: nicht für mich, welche des Plunders nicht bedarf; nur zu frommen Werken! Auch wollt' ich nicht fragen, was Du mir bringst! Ich wollte hören, was Du von mir verlangst! Womit kann die weiße Mutter des Berges ihr üppig Töchterlein beglücken?

Jetzt oder nie, dachte Grethe; hab' ich den Weg hierher gewagt, bin ich den bösen Mächten verfallen, nun, so sei auch die verbotene Frucht gepflückt! Und bringt sie

mir Tod, desto besser! Sibylle, so sprach die Müllerin laut und vernehmlich, Du verstehst den Liebestrank zu bereiten! Ich bedarf dessen! Ich hab' ihn gesehen, den ich besitzen will! Was muß ich thun, daß er mein werde?

Wir gehorchen! Weiter Nichts! Aber eh' wir beginnen, ist Eines nöthig, und das wird schwierig sein. Einen goldenen Ring müssen wir haben, den Dein Auserwählter mindestens durch drei und dreißig Nächte an seinem Finger getragen, und einen solchen —

Beiß' ich, rief Margareth so laut und jubelnd, daß es in den Bergen wiederhallte.

Du hast ihn schon? Ei, Du bist mein kluges Kind. Dann können wir schon ohne Aufschub zum Beginn schreiten. Folg' mir in mein steinern' Gemach; und wenn Du Dich am Dornengebüsch ein wenig ripen solltest, ach! es nicht, Grethchen: wir brauchen ohnedies warmes Blut zum Tränkchen, nebst andern guten Dingen. — Eierig griff die Alte mit ihren dürrn braunen Krallen in Margarethens vollen Arm und zerrte die Willenlose wie ein Opfer hinter sich her. Der Mond verhüllte sich schamhaft in dicke schwarze Wolken, und tiefe Nacht trat ein.

#### IV.

Welch' ein herrliches Paar! ging es durch die Reihen der Gäste und der Dienerschaft von Mund zu Mund, als Fürst Stanislas an Sophia's Seite aus der Schloßkapelle kam. Sie war ernster, als je. Daß Stanislas den Verlobungsring verloren, war ihr schwer auf die Seele gefallen, und sie, jedem Aberglauben so fern, fühlte sich von diesem Zufall wie von dem Gewicht einer trau-

rigen Ahnung bedrückt. Deshalb hatte sie alle Voranstalten zu einem rauschenden Hochzeitsfeste bittend rückgängig zu machen gewußt, und der lange Tag schlich, da die Trauung bereits am Morgen geschehen war, ohne Sang, ohne Tanz, ohne heitere Spiele, nur durch ein glänzend-kaltes Mahl unterbrochen, einsörmig und freudlos dahin. Mit feuriger Ungeduld zwar, aber dennoch mit düst'rer Vorempfindung harrte Stanislas der Abend-Dämmerung entgegen, vor deren Geheimnissen Sophia fast weinend erbangte. Auch die Eltern konnten das Entzücken nicht wiederfinden, mit welchem sie längst schon auf den ersehnten Abend geblickt. Ueber alle Bewohner des Schlosses schien ein grauer Schleier ausgebreitet zu sein, unter dem sie beängstigt athmeten.

Schon hatte die Sonne scheidend einen schönen Morgen verkündigt; schon suchten die Schwalben ihre Nester, schon schwebten hungrige Fledermäuse wie abgeschiedene Geister durch des Schlosses lange Gänge; schon brannten buntvergoldete Wachskerzen im Gesellschaftssaale, — als der Kammerdiener des Fürsten in die Thüre trat und den Gebieter durch einen bescheidenen, doch verständlichen Wink abrief. Durchlaucht, sprach er draußen zu ihm, da ist ein wunderbar aufgepuztes altes Weib, einer Zigeunerin ähnlich, und will durchaus mit Euer hochfürstlichen Gnaden sprechen. Sie giebt vor, die wichtigste Kunde zu bringen, und läßt sich nicht abweisen. Ich sollte nur den Namen „Rosaura“ nennen, dann sei sie sicher, vorgelassen zu werden. Nun hatte Stanislas in seinem ganzen Leben keine Rosaura gekannt, und darum gerade machte die Zuberflucht der Fremden ihn neugierig, zu



erfahren, was sie mit ihrer Rosaura von ihm wolle. Er befahl sie in die von ihm bewohnten Gastzimmer zu bringen, und als sie daselbst fast zugleich mit ihm eintrat, wendete sie sich halb kriechend, halb gebietend an den Kammerdiener, den sie beschwor, ihr mit des Herrn Vergünstigung einen Becher guten Weines zu holen, da sie der Erquickung nach langem, beschwerlichem Marsche höchst bedürftig sei. Der Fürst gab Erlaubniß, daß der Kammerdiener den begehrten Labetrunk herbeihole, und seinem Befehle, der Kellermeister möge eine Flasche Rheinwein senden, fügte Sibylle den Nachruf bei: und zwei Gläser! — Sollen wir etwa miteinander zechen, krumme Hexe? fragte der Fürst höhnißch. Sibylle aber ließ sich weiter nicht irre machen und erwiderte nur: wär' es doch nicht zum ersten Male, daß ich mit Fürsten pokulirte. Dann nahm sie eine kleine verbogene Brille aus ihrem Schubfach, gab ihr die nöthige Form und betrachtete, nachdem sie die scharfen Gläser auf ihre krumme Nase gezwickt, den jungen Chemann mit vergnüglichen Blicken, ohne ihn anzureden.

Werd' ich bald erfahren, rief jener unwillig aus, was es mit Deiner Rosaura soll? Aus welchem Narrenhause trugst Du die Bestellung?

Du hast Recht zu schelten, mein Sohn, sprach mit verlegenem Zögern die Alte. Sibyllchen hat diesmal einen dummen Streich begangen. Sie hat sich von der schönen Rosaura und deren Jammer irre führen lassen; Du bist gar nicht, den wir suchen; mein Auftrag gilt einem Andern! O weh mir, daß ich die kostbare Zeit verloren! Ach weh' mir Armensten, wie wird die stolze

mächtige Rosaura zürnen! Mein Sohn ist dahin, mein schönes Gold ist dahin!

Kräche nicht, habgüchtige Bettel, sagte der Fürst. Nimm diese Börse als Entschädigung und zieh' Deines Weges.

Nicht ohne dieses reiche Geschenk vergolten zu haben. Sibylle bleibt Nichts schuldig. Reiche mir Deine Hand, schmucker Jüngling, ich will Dir wahr sagen.

Ungläubig gab ihr Stanislas seine Linke!

Hm, hm, flüsterte das Weib, da sieht's närrisch aus: Glück und Unheil, Banne, Lust und Glend bunt durcheinander.

Zigeunergeschwätz, meinte der Fürst achselzuckend.

Zigeuner? Ja, Zigeuner nennt Ihr uns, weil Ihr's nicht besser wißt. Mein Vater war, — und hier richtete sie sich stolz empor, und ihr Auge funkelte mächtig durch die grünen Brillengläser — mein Vater war aus indischem Königsstamme, ein anderer Fürst, als Du und Deines Gleichen! — —

So beliebe es Deiner Majestät fortzufahren, denn meine Geduld geht zu Ende! —

Krumm und gebückt in ihre erste Stellung zurückfallend, betrachtete Sibylle immer emsiger des Fürsten Hand. Da seh' ich einen Ring am Finger, — aber es ist Täuschung; der Ring ist nicht mehr da. Wo hast Du den Ring, Unglücklicher?

Weiß ich's? rief Stanislas, bang' erschauert über die Zaubergaben des Weibes; ich hab' ihn verloren.

Schlimm, sehr schlimm, mein Schöhnchen; das bedeutet . . . .

Bei diesen Worten trat der Kammerdiener mit der Flasche und den Gläsern ein; der Fürst hieß ihn sich sogleich wieder entfernen und schloß sorglich hinter ihm die Thür.

Was bedeutet's, alte Gule? Bollende!

Je nun, daß Eure junge Frau Euch nicht treu bleiben wird.

Mir! nicht treu? Mir? Und als er dies aussprach, warf er sich stolz und zuversichtlich in die Brust: Würst Du nicht so tief unter mir, Satan, ich erdroßelte Dich mit eigener Hand für dies schandbare Wort.

Dahut, was Ihr mögt und dürft, junger Herr, erwiderte die Zigeunerin jetzt mit ganz anderer, kräftigerer Stimme! Andern werdet Ihr Nichts, und wenn Ihr mich speißen und braten laßt. Ich nehm's Euch nicht übel, daß Ihr zornig seid. Will Keinem in den Kopf, daß ihm die Ansätze zu den Hörnern schon in der Stirn stecken; hilft aber Alles Nichts. Ja, Fürst, ich schenk' ein und bring's Euch. Auf eine glückliche Nacht! Und weil Ihr meinem Schaden Mitleid gegönnt, und weil Ihr mich reich beschenkt, so will ich Euch beweisen, daß edles Blut in meinen Adern rollt, daß ich aus wahrhaft königlichem Stamme bin, will's Euch durch Großmuth beweisen. Hier, füllt Euer Glas zur Hälfte und jetzt laßt mich den Inhalt dieses kleinen Gläschchens dazugießen. So! Seht Ihr, Herr, jetzt habt Ihr's in Eurer Macht: trinkt diesen Saft, eh' Ihr in's Brautbett steigt, und Euer Weib ist mit unauflöselichen Banden an Euch gefesselt; Ihr seid ihrer auf immer gewiß. Das Arcanum ist uralt in unserem Stamme; unfehlbar ist's,

und so hat sich's bewährt seit Jahrtausenden. Ihr lächelt? Kennt Ihr die Geheimnisse der Natur? Habt Ihr sie ergründet? Wißt denn, meines Trankes Gluth duftet in balsamischen Tropfen aus Euren Poren, und die während dieser Nacht in Euren Armen lag, kann sich nie mehr einem Anderen ergeben! — Ihr zweifelt noch? Wohl! denn, gießt das schlechte Gebräu zum Fenster hinaus! Was thut's mir! Ich habe Dankes Pflicht erfüllt. Jetzt aber öffnet die Thür und gebt mir meinen Abschied.

Stanislas rief den Kammerdiener und befahl ihm, das Weib unbemerkt aus dem Schlosse zu schaffen. Während dieser sie durch die kleine Seitenpforte des Hofes entließ, vernahm er noch aus ihrem murmelnden Selbstgespräch die ihm unerklärlichen Worte: ob er trinken wird? Ob? Ha, er müßte kein Mann sein! — —

Da saß denn Stanislas allein und nachdenklich vor dem Tisch, und dicht vor ihm der Zaubertrank. Trotz seines gerechten Mißtrauens gegen die Alte hatten ihre Aeußerungen ihn doch innerlich erregt. Auch Gebildete und Bornehme, ja sogar Gelehrte und Priester glaubten damals noch an Hexerei und Teufelspud! — Daß Sibylle den Mangel des verlorenen Ringes zu entdecken vermocht, gab in des Fürsten Meinung auch ihrer Prophetenkunst einiges Gewicht, und Sophia's Benehmen war in diesen letzten Tagen, die doch eigentlich schon der innigsten Annäherung zweier Liebenden gewidmet schienen, noch kalt und zurückhaltend genug gewesen, um Zweifeln an wirklicher Liebe von ihrer Seite Raum zu gönnen! Wenn nun am Ende gar ein bisher unge-

ahnter Nebenbuhler im Hintergrunde lauerte? Wenn die schauderhafte Vorherverkündigung der Zigeunerin über kurz oder lang in's Leben treten, wenn des Fürsten Ehre so gekränkt werden könnte? — Und dennoch, nein, es ist nicht möglich, diese reine, himmlische Gestalt, dieses Abbild jeglicher Tugend kann nicht sinken. — Aber auch Sophia ist ein Weib — und Weiber, mögen sie Engel scheinen, bleiben doch schwache Weiber! — Wie, wenn ich den Römer leerte!? — Doch wer weiß, was er enthält!? Ob vielleicht nicht gar Gift oder sonst ein unheilvolles — . . . schon streckte er die Hand nach dem Glase, schon führt' er's an den Mund und sog den verführerischen Dufte gierig ein. Seltsam, je länger er es hielt und prüfte, desto weniger war er im Stande, sich wieder davon zu trennen. Aber eben so wenig war er vermögend, sich, so lang' er den Geruch des Trankes spürte, das Bild seiner jungen Gemahlin, mit welcher doch seine ganze Seele gerade so lebhaft beschäftigt gewesen, klar und deutlich in's Gedächtniß zu rufen. Immer war es, wie wenn aus dem grünen Becher ein Auge blickte, und um dieses Auge formte sich dann ein Antlitz, und dieses Antlitz gehörte — Grethen, der Müllerin. Stanislas strengte sich gewaltsam an, der edlen Gattin zu denken, sich auszumalen, wie sie mit Thränen und rührenden Bitten seinen Umarmungen sich hingeben werde; — wider Willen sah er Margarethen und sich, sie umschlingend, neben ihr im Grase sitzen. Ein niegefühelter Durst begann ihn zu quälen. Er setzte den Römer an den Mund, versuchte zu nippen, und kaum hatte der erste Tropfen seinen Gaumen berührt, als er,

Holtei, Kriminalgeschichten. V.

unfähig abzusehen, ihn bis auf den Grund leerte. Im Augenblick empfand er die Wirkung: wollüstige Wärme durchdrang ihn von Kopf zu Fuß, jedes Bangen war gewichen, neue Lebenskraft rieselte durch seine Adern. In diesem Zustande erhöhter Jugendlust fand ihn sein würdiger Schwiegervater, der beiseiden zu ihm trat, ihm zu melden, daß Sophia bereits von den Frauen in's Brautbett geleitet, und daß es wohl des Gatten Pflicht sei, ihr zu folgen. Beide Hände legte der Greis mit frommer Würde zum Segen auf des Jünglings Haupt und entfernte sich, sanft lächelnd, wie er gekommen. Angehorfames Schweigen gewöhnt entkleidete jetzt der Kammerdiener seinen fürstlichen Herrn, ohne des Besuches der Zigeunerin und des unerklärlichen Zwiesgesprächs weiter noch zu erwähnen; wengleich bang erstaunt, seinen Gebieter in einem noch niemals beobachteten Zustande der Aufregung zu erblicken, schob er die Schuld davon auf die schöne Stunde, welche nämlich des jungen Ehemannes harrte. Einen silbernen Armleuchter vor ihm hertragend, führt' er ihn pflichtgemäß bis an den Eingang zum Brautgemach und legte, als er sich dort von ihm trennte, alle tiefempfundenen Glückwünsche des ergrauten und vom verstorbenen Fürsten-Vater auf den Sohn überkommenen Dieners in eine lange, stumme Verbeugung.

Einem Wilden, Berauschten ähnlich stürzte Stanislaß zu Sophien, die mit gefalteten Händen betend da lag, vom bleichen Schwimmer der alabasternen Ampel beschienen, wie ein Marmorbild anzuschauen. Hestig riß er sie empor, daß die Barte laut aufschrie; wüthend

zog er sie an seine Brust; aber mit einem Blick, der sie im Feuer verzehren zu wollen schien, stieß er sie wieder von sich, daß sie taumelnd in die seidenen Kissen sank. Du bist's nicht! rief er zürnend aus, und bevor die halb Ohnmächtige ihn über die Bedeutung dieses wahnsinnigen Wortes befragen konnte, war sie allein ihren Thränen, ihrem herzdurchbohrenden Jammer überlassen. Am nächsten Tage fand man sie, heftigstem Fieber zur Beute, auf ihrem jungfräulichen Lager; der Fürst war verschwunden, Niemand konnte eine Spur von ihm entdecken; nur der Burgwächter sagte aus, daß er in vergangener Nacht eine Gestalt im weißen Gewande, wie Mondsuchtige etwa thun, über die Mauer habe steigen sehen, und daß er, aus Furcht vor Gespenstern, unterlassen habe, darnach zu rufen oder sie zu verfolgen.

Stanislas schien verloren, und Sophia mußte für eine bräutliche Wittwe gelten.

In welche Trauer hochgräfliche Sippschaft und sämtliche Einwohnerzahl des Falkenschlosses versank, brauch' ich Dir, mein gütiger Leser, wohl nicht erst zu schildern. Graf und Gräfin wichen nicht vom Bette der geliebten Tochter und lauschten ihren wirren Reden, aus denen sich eben nichts Anderes entnehmen ließ, als daß sie bösslich und auf kränkende Weise verschmäht und verlassen worden. Der Schloßkaplan ordnete eine Betübung um die andere an, so daß Jung und Alt schier gar nicht mehr von den Knien auf die Füße kamen. Aber das brachte den Fürsten nicht wieder.

Nur sein Kammerdiener war der höchst irreligiösen Meinung, um einen Verlorenen zu finden, sei nach ihm

zu suchen ein besseres Mittel, als für ihn zu beten, und durchkreuzte die Gegend ringsumher; nicht ohne dabei nach der ihm höchst verdächtigen alten Zigeunerin zu forschen. Auch seine redlichen Bemühungen blieben fruchtlos, und als er ermattet heimkehrte, theilte er seine Befürchtungen mit, indem er erzählte, was er am Hochzeitabend gesehen und gehört. Daß Hexenkunst im Spiele sei, daran zweifelte nun wohl keine Seele im ganzen Schlosse mehr. Waren doch zu jener Zeit noch viele arme Weiber, lediglich weil sie entzündete Augenlider hatten, gefoltert und ersäuft worden. Die geheimnißvolle Sibylle, wie des Fürsten Kammerdiener sie sammt ihren Aeußerungen beim Ausgang aus dem Schloßhofs beschrieb, wollte der gräfliche Justizamtmanu nun gar verbrennen lassen. Aber die Nürnberger hängen keinen, es sei denn, sie hätten ihn zuvor; und so hielten sie's auch auf Falkenschloß mit dem Verbrennen.

Sophia's Zustand fing sich nach Verlauf der zweiten Nacht sichtlich zu bessern an; sie wurde ruhiger, redete nicht mehr irre und zögerte nicht mehr, der geliebten Mutter ihre ganze Seele zu öffnen. Da kam denn eine merkwürdige Veränderung zu Tage. Die scheinbar Kalte, Gleichgültige, von Erdenliebe Unberührte war glühend, zärtlich, sehnsuchtsvoll geworden; was süße Worte und schmachkende Blicke des Liebenden nicht vermocht, das hatte Eifersucht gethan: sie zitterte, ihn in den Armen einer Anderen zu wissen, und ließ sich's nicht ausreden, der Fürst sei nicht toll, er sei treulos!

Neue Bedenklichkeiten! Neue Zweifel!

Neue Gebete des Schloßkaplans!



In diese bedenklichen Zweifel, in diese zweifelhaften Gebete trat unerwartet Gewißheit, und zwar durch eine sehr widerwärtige Person: durch den uns längst bekannten Müller Horrja, der auf dem gräßlichen Schloß erschien, seiner Rache freien Lauf zu lassen. Die Kunde vom weggezauberten fürstlichen Bräutigam war bis in's Mühlthal gedrungen. Grethe, die Müllerin, ward in in ihrer Behausung zu gleicher Zeit vermißt. Horrja hatte bald erlauert, daß hier ein Zusammenhang stattfinden könnte; hatte sich's nicht verdrießen lassen, eine Nacht im Freien zuzubringen, und konnte nun die sichere Nachricht mittheilen, daß in der Grotte des Felsenvorsprungs, der seit der Sündfluth über die Mühle hängt, seine Meisterin mit einem Fremden weile, und daß er ein Herenungehüm bei Mondlicht habe ein- und austriechen sehen. Dieser Bericht setzte das ganze Schloß in Bewegung; Jäger und Diener bewaffneten sich mit Flinten und Schwertern; Weiber und Kinder mit Rosenkränzen; der Schloßkaplan ergriff ein Kreuz; der alte Graf bestieg sein bestes Roß und führte, Horrja an der Seite, den langen Zug nach der Mühle an. Gräfin Mutter blieb bei Sophien, die Unglückliche mit frommen Formeln zu trösten, welche jedoch nicht mehr versangen, welche nicht mehr genügen wollten. Die Jungfrau war zum Weibe geworden, durch ihre Gedanken.

Als die Schaar vor der Mühle erschien, gafften die dummen Mägde mit glühenden Augen und offenem Munde aus dem Küchenfenster. Jakob und Ulrich, auf stillstehende Mühlräder gelehnt, sahen betrübt mit dumpfer Erge-

bung darein. Horija beurlaubte sich vom Grafen, indem er anzeigte, er wolle hinter der Mühle emporsteigen, um oben das Paar aus der Grotte zu locken. Einige Jäger, die jüngsten und rüstigsten, wurden befehligt, ihn zu begleiten; sie konnten nur schwer zum Gehorsam vermocht werden, und erst, nachdem der Kaplan sie von oben bis unten mit seinem Weihwedel besprengt und angefrischt, entschlossen sie sich, dem wuthschraubenden Horija zu folgen, der so rasch kletterte, daß er einen großen Vorsprung gewann und sehr bald die Felsenkuppe erreicht hatte, von der er sich gewandt herabschwang und auf einem Berghoslunderstrauch, handhoch über dem Eingang zur Grotte, sitzen blieb. Mit vorgebeugtem Haupte rief er in die Höhle hinein: Margarethe, verfluchte Zauberin, zeige Dich dem irdischen Gerichte! — Ein gellender Schrei drang aus der Grotte, und schon sprang Grethe, einer Tigerin zu vergleichen, die ihre Kleinen vertheidigen will, an's helle Licht des Tages. Welch' ein Anblick! Fürchterlich-schön war sie zu betrachten.

Was wollt Ihr? schrie sie hinab zu der unten versammelten Menge; warum stört Ihr die Freuden meiner Brautnacht? Was begehrt Ihr?

Meinen Sohn, den Fürsten, antwortete der Graf; im Namen Gottes und aller Heiligen gieb ihn heraus!

Seid Ihr thöricht? Das Herz könnt Ihr aus der Brust mir reißen, nicht Stanislas aus meinen Armen. Und was hilft es Euch, wenn ich ihn hergäbe? Möchtet Ihr ihn führen durch's ganze Land — so wie ich seinen

Namen ausspreche und ihm befehle zu kommen, muß er ja doch mir folgen! Da, seht selbst!

Mit dem Ausdruck höhnischen Troßes rief sie Stanislas! Augenblicklich wankte der Fürst aus der Grotte, blaß, mit verwildertem Haar, wie ein Sterbender, und stürzte anbetend zu ihren Füßen.

Was meint Ihr nun? Nützt er Euch noch? — Mein ist er, nur mein! Den Liebestrank hat er getrunken, seinen Ring trag' ich am Finger, und erst mit meinem Tode erlischt der Zauber.

So erlösch' er jetzt gleich! brüllte Horrja; von seinem Hollunderstrauch auf sie springend, riß er die Müllerin mit zu Boden und bohrt' ihr, eh' die vorsichtig herabsteigenden Jäger zu Hilfe kommen konnten, ein scharfes Messer in die bloße Brust.

Stanislas! röchelte noch einmal die Gelöbte, dann ersticte sie im Strom ihres dunklen Blutes.

Bei der letzten Zuckung, welche durch ihre Glieder ging, sank Stanislas den Jägern in die Arme, als ob er auch todt wäre! Behutsam wurd' er in's Thal, langsam nach Falkenschloß gebracht; sie trugen ihn, wie einen verwundeten Krieger aus der Schlacht, auf zusammengeflochtenen Zweigen.

Horrja zog den Ring von Grethens Finger, eilte damit auf's Falkenschloß, empfing eine reiche Belohnung und verließ bei Nacht und Nebel jene Gegend.

Jakob und Ulrich verscharrten, als erst wieder Dunkel auf den Bergen lag, den Leichnam der Geliebten, von ihren Thränen gebadet, im Garten neben Sultan's

Grab. Dann sagten sie der Mühle Lebewohl und zogen mitsammen in die weite Welt. Auch die dummen Mägde zerstreuten sich, indem sie Kreuze über Kreuze schlugen.

Nach etlichen Tagen, bevor noch das Gericht eingeschritten war und Haussuchung gehalten hatte, brannte die Mühle nieder. Man will in den Flammen ein altes Weib gesehen haben; Einige sagen, es sei mit verbrannt; Andere behaupten, Sibylle habe des Müllers Gold aus dem Brande gerettet und sei dann auf und davon gegangen.

Wir scheint, die Mühle hat ursprünglich „Gretchen-Mühle“ geheißen und ist erst später in Volkes Mund zur „Kröten-Mühle“ geworden. Nun, Kröten, wie gesagt, hat's genug im Sumpfe, der ein Teich war.

Fürst Stanislas erholte sich gar bald bei guter Pflege und jugendlicher Kraft zur vorigen Schönheit. Der Zeit in der Grotte wußt' er sich nur wie eines Traumes zu erinnern und wünschte nicht, daß man davon redete. Völlig genesen, gab er seiner schönen Gemahlin das Glück in reicher Fülle, dessen sie so würdig; sie liebten sich sehr, waren mildthätig, fröhlich und guter Dinge; begruben in Schmerzen die Eltern, erzogen in Freuden ihre Kinder; und wahrhaftig, wenn sie nicht gestorben wären, könnten sie heute noch leben.





[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)